

Erscheint täglich außer Sonntags.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernsprecher: Dönhofs 292-297

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 60 Pf. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37536. — Der Verlag behält sich das
Recht der Ablehnung nicht genehmter Anzeigen vor!

Die Wahl von Oldenburg

Das Bürgertum wirft sich dem Rechtsradikalismus in die Arme

Oldenburg, 18. Mai. (Eigenbericht.)

In einem ungewöhnlich heftigen Wahlkampf wurde am Sonntag im Freistaat Oldenburg die Wahl des Landtags durchgeführt. Sie ist im ganzen Lande ruhig verlaufen. Das Ergebnis der Wahl stellt sich im Lande Oldenburg und den beiden Landesteilen Birkenfeld und Lüneburg ziffernmäßig wie folgt:

	Landtagswahl 17. Mai 31	Reichstagswahl 14. Sept. 30	Landtagswahl 30. Mai 28
Sozialdemokratische Partei	57 536	65 847	66 843
Kommunisten	19 389	13 965	8 360
Wirtschaftspartei	4 500	10 027	11 747
Nationalsozialisten	101 490	76 210	17 444
Staatspartei (Demokraten)	8 983	13 607	24 746
Deutsche Volkspartei*)	5 796	13 424	
Deutschnationale*)	13 529	14 206	41 213
Landvolkpartei	5 427	12 749	19 432
Christl. soz. Volksdienst	3 006	3 065	1 332
Zentrumspartei	46 245	47 729	39 670

*) Diese beiden Parteien bildeten im bisherigen Landtage den „Landesblock“.

Aus diesen Ziffern ergibt sich, daß Nationalsozialisten und Kommunisten im Verhältnis zur Reichstagswahl noch einen Stimmenzuwachs erzielten. Dagegen wurden im November 1930 erst noch im Lande Oldenburg Stadtratswahlen durchgeführt, 1930 erst noch im Lande Oldenburg Stadtratswahlen, wie Oldenburg, Delmenhorst, Barel und Rühringen, die Sozialdemokratie die im November erzielten Stimmenverluste wieder ganz oder zum Teil aufholte. In Rühringen erhielt sie jetzt 12 453 Stimmen gegen 10 762 bei den Gemeindevahlen und behielt damit die in dieser Stadt bisher immer gehabte absolute Mehrheit gegenüber allen bürgerlichen Stimmen, im Stadt Oldenburg erhielt sie gestern 5862 Stimmen gegenüber 4520 bei den Gemeindevahlen.

Die Mandatsverteilung.

Der neue Landtag wird sich wie folgt zusammensetzen: Sozialdemokraten 11 Mandate (bisher 15), Zentrum 9 (9), Staatspartei 1 (5), Volkspartei 2 (5), Landvolk 1 (4), Kommunisten 3 (1), Deutschnationale 2 (4), Nationalsozialisten 19 (3).

Die Wahlen in Oldenburg haben gezeigt, daß die Tendenz zur Radikalisierung noch keineswegs am Ende ist. Die Nationalsozialisten haben rund 25 000 Stimmen gewonnen, die Kommunisten rund 5500 Stimmen. Nationalsozialisten, Kommunisten und Deutschnationale haben zusammen beinahe die Hälfte der Wählerstimmen erhalten.

Gewiß kommt in diesem Wahlergebnis die besondere wirtschaftliche und soziale Struktur des Landes zum Ausdruck. Das vorwiegend agrarische Land hat sich von seinen bisherigen agrarischen Interessensvertretern sehr entschieden abgewandt. Die Staatspartei, die einst in Oldenburg eine sehr starke Position in den Dörfern hatte, hat seit 1928 zwei Drittel ihres gesamten Bestandes eingebüßt. Seit der letzten Reichstagswahl verlor sie 4800 Stimmen. Aber auch das Landvolk hat gleiche Verluste zu verzeichnen. Es ist von 12 700 auf 5400 Stimmen zurückgegangen, das sind 7300 Stimmen Verlust. Beide Parteien konnten bisher in Oldenburg als Vertreter der bäuerlichen Interessen angesehen werden, nun hat sich die agrarische Bevölkerung von ihnen ab- und den Nationalsozialisten zugewandt. Namentlich im Stimmenverlust des Landvolks kommt die Reaktion auf die Schiele'sche Agrarpolitik zum Ausdruck, die Empörung der bäuerlichen Interessen darüber, daß sie trotz aller Versprechungen hinter den großgrundbesitzlichen Getreideinteressen zurückbleiben müssen.

Das Ergebnis zeigt, daß das Bürgertum sich dem Rechtsradikalismus in die Arme geworfen hat. Der sogenannte Landesblock aus Volkspartei und Deutschnationalen, der bei der Reichstagswahl zusammen noch 27 600 Stimmen muster, ist auf 24 500 Stimmen zurückgegangen (die Spaltlisten in Birkenfeld setzt sich aus volksparteilichen und deutschnationalen Stimmen zusammen). Der Verlust des Landesblocks geht dabei fast reiflos auf das Konto der Deutschen Volkspartei. Auch die Wirtschaftspartei hat mehr als die Hälfte ihrer Wähler vom September 1930 an die Nationalsozialisten abgegeben.

Als einzige feste bürgerliche Partei hat sich das Zentrum erwiesen, das gegenüber der Reichstagswahl lediglich 1800 Stimmen verlor und seine Mandatszahl im Landtag behauptet.

Die Sozialdemokratische Partei hat einen erheb-

75 Prozent Lohnabbau! Das Ideal der Landbundagrariere

Güstrow, 18. Mai. (Eigenbericht.)

In der Jahreshauptversammlung des Landbundes für Mecklenburg-Schwerin führte Reichslandbundspräsident Graf Kalkreuth u. a. aus:

Ein Kernstück der gegenwärtigen Agrarpolitik sei die Frage der Einführung eines Butterzollens. Auch bei seinem letzten Versuch, diesen Zoll einzuführen, habe sich Minister Schiele gegenüber seinen Kollegen Curtius und Stegerwald nicht durchsetzen können. Man habe ihn bis nach Genf verfrachtet. Beklänge es Schiele, nach der Genfer Konferenz einen Butterzoll von 100 Mark zu bekommen, dann habe die nationale Landwirtschaft einen Sieg errufen. Gelingen das aber nicht, dann sei er der Auffassung, daß bewiesen sei, was bisher zweifelhaft war,

daß nämlich mit dem heutigen Kabinett eine Politik zum Schutze der deutschen Landwirtschaft nicht getrieben werden könne.

Mit einer Spitze gegen den Zollunionsgedanken erklärte der Redner, man werde aus Genf wahrscheinlich nicht mit gelösten Handelsverträgen, sondern mit paneuropäischen Zollunionsgedanken zurückkehren, die das eine Gute an sich haben würden, daß sie phantastisch und undurchführbar seien.

Redner ließ weiter durchblicken, daß der Reichslandbund, falls Schiele den Butterzoll nicht erreiche, endgültig den Minister aus der

Reichsregierung zurückziehen würde, und daß dann auch die Landvolkpartei der Regierung Brüning das Mißtrauen aussprechen würde.

In einem Schlusswort richtete der Vorsitzende des Landbundes Mecklenburg-Schwerin, der Landvolkabgeordnete Wendhausen folgende bemerkenswerten Worte an die Versammlung, eine wirtschaftliche Befundung sei eine politische unmittelbar voraus. Es werde sich entscheiden müssen, ob die politische Befundung nur durch den Stimmgabel oder auf anderen Wegen zu erreichen sei.

Es müßten, wenn in Deutschland eine wirtschaftliche Befundung kommen sollte, mit einem Schlage und zu gleicher Zeit alle Löhne und Gehälter sämtlicher Beamten, Angestellten und Arbeiter der Staats- und Privatbetriebe um 25 Proz. einheitlich gekürzt werden. (Zurufe aus der Versammlung: 75 Proz.!)

Das ist reiner, unverfälschter Klassenhaß! Er wird von den rechtsradikalen Agitatoren auf dem flachen Lande systematisch geschürt. Das ist also das Werk der „notleidenden“ Agrarier, daß beispielsweise ein noch am besten entlohnter Fabrikarbeiter künftig nur noch 12 M. Wochenlohn erhalten soll! Das verlangt dann Verständnis für die Interessen der Landwirtschaft!

Zollunion aufgeschoben Ueberweisung an den Haager Gerichtshof

Genf, 18. Mai. (Eigenbericht.)

Ein großes französisches Memorandum war vorangegangen, das ausführlich und sehr scharf die wirtschaftlichen, politischen und juristischen Gesichtspunkte darlegt, aus denen Frankreich sich einer österreichisch-deutschen Zollunion widersetzen müsse, ist am Donnerstag veröffentlicht worden. Eine deutsche Gegenarbeit wurde noch in der Nacht verbreitet. In der französischen Delegation hat sich

ein Gegensatz zwischen Briand und dem Autor des Memorandums herausgebildet, insofern, als Briand nicht mehr für das verschärfte Vorgehen ist.

Es zeigte sich auch, daß Briand die Oberhand behielt, denn er zog sich in der Ratifikation völlig auf Hendersons Antrag zurück, den Haager Gerichtshof anzurufen.

Reichsaussenminister Dr. Curtius eröffnete heute vormittag die 63. Ratstagung, an der zum ersten Male der spanische Außenminister Ferrero und der norwegische Zollunionsminister Brundtland teilnahmen. Dr. Benness, Tschechoslowakei, Hymans-Belgien und Dr. Schöber, Oesterreich waren auf Einladung zur Zollunionsdebatte erschienen. Zur Vereinfachung der großen Tagesordnung wurden

die zahlreichen Minderheitsbeschwerden in besonderen Sitzungen behandelt und die Berichte nicht mehr verlesen.

Zur Zollunionsfrage ergriff zuerst Henderson das Wort.

Die Verhandlungen zwischen Deutschland und Oesterreich seien hervorgerufen worden durch die schwierige wirtschaftliche Lage beider Länder. Er habe die Prüfung der Frage im Hinblick auf die bestehenden Verträge beantragt. Streng juristische Prüfung sei nötig, da das Protokoll von 1922 unter dem Schutz des Rates abgeschlossen worden sei. Die Angelegenheit berühre natürlich auch wirtschaftliche und politische Fragen.

Henderson beantragte eine Entschliebung, den Internationalen Gerichtshof um ein dringendes Gutachten zu ersuchen, ob der österreichisch-deutsche Vertrag vereinbar sei mit den Bestimmungen des Vertrages von St. Germain und des Protokolls von 1922.

Er hoffe, daß Oesterreich einverstanden sei und bis zur Entscheidung die Arbeiten für den Zollunionsplan nicht fortgesetzt werden.

Schöber sagte, er nehme den Antrag Henderson bedingungslos an. Oesterreich hätte nie die Verhandlungen begonnen, wenn es nicht überzeugt gewesen wäre von ihrer Rechtfertigung und ihrem großen wirtschaftlichen Vorteil. Er wolle nicht auf die Erwähnung der Reistbegünstigungsklausel im französischen Memorandum eingehen, sondern sich nur an die vom Rat zu behandelnden Probleme halten. In den Direktiven des Abkommens ist ausdrücklich enthalten, daß Deutschland kein Recht auf

(Fortsetzung auf der 2. Seite.)

lichen Stimmenverlust zu verzeichnen. Man kann annehmen, daß der Gewinn der Kommunisten im wesentlichen auf Kosten der Sozialdemokratie erfolgt ist. Es bleiben dann aber immer noch fast 3000 Stimmen, die anderen Parteien zugesprochen sein müssen. Dies Ergebnis zeigt, daß die Sozialdemokratische Partei unermüdet ihren Werbefeldzug gegen den Faschismus fortsetzen muß!

Der Wahlausgang hat die Regierungsverhältnisse in Oldenburg, die ohnedies kompliziert genug waren, noch verwickelter gemacht. Seit dem Jahre 1923 sind die Regierungsgeschäfte in Oldenburg durch ein aus drei Personen bestehendes Beamtenministerium verwaltet worden. Dies Beamtenministerium stütze sich vor allem auf den Landesblock und auf das Zentrum. Wenn ein solches Beamtenkabinett weiterhin die Verwaltung führen sollte, so

bedürfte es dazu nicht nur der Stimmen des Zentrums, der Staatspartei, des Landvolks, sondern auch der Stimmen des bisherigen Landesblocks und vor allem die Isolierung durch die Sozialdemokratie. Zum Landesblock oder gehören zwei deutschnationale Mandate und die Deutschnationalen haben erklärt, daß sie die Einheitsfront der Hitler-Siedte-Hugenberg nicht brechen würden. Wenn aber Deutschnationale und Nationalsozialisten auf eine ausgesprochene Hitler-Hugenberg-Regierung lossteuern wollten, so würden sie dazu die Unterstützung des Zentrums brauchen. Unter dem Gesichtspunkt der Parlamentsarithmetik sind die Dinge in Oldenburg festgefahren. Aber schließlich muß das Land verwaltet werden, und wo in Länderparlamenten es nicht weiterzugehen scheint, finden sich doch die nötigen Bewachungen — siehe Sorgen.

Zollunion aufgeschoben.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Änderung der österreichischen Zölle habe, noch seien darin gemeinsame Einrichtungen vorgesehen.

Beide Parlamente blieben frei und mühten in jedem Falle jede Entscheidung selbständig verabschieden.

Auf drei Jahre soll der Vertrag abgeschlossen werden. Er müsse kategorisch zurückweisen, daß Verträge verlegt würden. Deutschland habe nicht umsonst dem kleineren Partner die volle Gleichberechtigung eingeräumt. Es sei sophistisch, das anders auszuliegen. Auch bleibe Österreich die Freiheit, mit dritten Staaten Verträge abzuschließen. Jede Regierung behalte ausdrücklich dieses Recht.

Das alles beweise, daß Österreich in keiner Weise auf seine wirtschaftliche Unabhängigkeit verzichte.

Schließlich seien beide Staaten bereit, mit jedem anderen Land ebensolche Verhandlungen zu beginnen.

Die Garantie-Mächte des Protokolls sollten Österreichs Unabhängigkeit wahren. Wenn aber die Kengfähigkeit von Österreichs Unabhängigkeit so weit getrieben werde, um Österreich des Rechtes zu berauben, mit anderen Staaten zu verhandeln, so müßte er kategorisch verlangen, daß jene Staaten auch selber die Pflicht haben, die Unabhängigkeit Österreichs zu respektieren. Er schloß sich vollkommen den Vorschlägen Hendersons an unter der Bedingung, bis zur nächsten Entscheidung des Gerichtshofes und des Rates nichts in der Richtung einer vollendeten Tatsache zu unternehmen.

Henderson fragte darauf nochmals formell, ob das heißen solle, daß bis zum Rechtsgutachten des Internationalen Gerichtshofes keine weiteren Fortschritte in den Verhandlungen gemacht werden. Schöber antwortete, daß er ohne jeden Vorbehalt Hendersons Antrag angenommen habe. Er könne also die Versicherung geben, die Henderson hier von ihm verlange.

Nun verlas Briand beruhigt eine Erklärung, daß in dem Memorandum vom Sonntag Frankreichs Standpunkt genau dargelegt sei. Es würden große politische und wirtschaftliche Probleme aufgeworfen, aber er sei mit Henderson einig, zunächst die juristische Seite prüfen zu lassen; so unterstütze er Hendersons Vorschlag. Schöbers Bereitwilligkeit, den Status bis zur Entscheidung im Haag nicht zu verändern, sei ein Akt größter Entgegenkommens.

Grandi enthielt sich in seiner langen Rede wiederum jeder Parteinahe. Er besprach nur ganz allgemein alles, was bisher dargelegt worden ist; den Spezialfall Deutschland-Österreich hätten die italienischen Sachverständigen nicht als völlige Lösung der Wirtschaftskrise erklärt. Politische und wirtschaftliche Fragen ließen sich bei engen Verbindungen nicht trennen. Für die juristische Seite sei Hendersons Vorschlag eine gute Grundlage zur weiteren Behandlung im Rat.

Italien müsse sich das Recht darüber hinausgehender Untersuchungen vorbehalten.

Curtius sagte, es sei zwar in erster Linie eine österreichische Rechtsfrage, Deutschland aber müsse erklären, daß die Rechtslage nicht zweifelhaft sein könne. Österreich sei unabhängig solange es seine Unabhängigkeit nicht veräußere. Dieser Gesichtspunkt sei ausschlaggebend. Österreich erhebe jedoch trotz seiner unerschütterten Rechtsüberzeugung keine Einwendung gegen Hendersons Antrag.

Die Reden Briands und Grandis veranlassen, nochmals hervorzuheben, daß die Wirtschaftsdiskussion im Europa-Ausschuß noch nicht abgeschlossen sei. Deutschland habe die Zollunion nicht als Mittelmaß bezeichnet.

Der Aufbau von unten her, d. h. regionale Vereinbarungen, müßten neben den Gesamtanordnungen in Betracht gezogen werden. Er behalte sich also vor, weiter darüber im Europa-Komitee zu sprechen. Zollunionen bedeuteten nicht absolut engere politische Verbindungen, noch haben sie die Tendenz zur Erhöhung der Schutzzölle in sich. Curtius suchte das durch weit gezogene geschichtliche Parallelen mit dem Deutschen Zollverein und dem französisch-belgischen Zollkommen von 1840 zu belegen.

Wenn der Haager Gerichtshof juristisch berate, so könne eine weitergehende Verhandlung vor dem Rat nicht erfolgen. Werde der österreichisch-deutsche Plan trotzdem als Sonderfall weiterverhandelt, so könne das nur so ausgelegt werden, daß diese Staaten solche in ernen Rechte seien.

Österreich und Deutschland verlangten Klärungen für ihre Erklärungen, daß der Plan rein wirtschaftlichen Absichten entspringt und er wiederhole, daß beide Staaten zur uneingeschränkten Mitarbeit an jeder anderen wirtschaftlichen Zusammenarbeit bereit sind.

Auslandsdeutsche Wahlen.

Sozialdemokratischer Erfolg in Danzig.

In Danzig-Land brachten die Kreiswahlwahlen der Sozialdemokratischen Partei einen großen Erfolg. Sie gewann gegenüber den Volkstagswahlen vom November 1930 erheblich an Stimmen, während alle übrigen Parteien mit Ausnahme der Hakenkreuzler Stimmen verloren; die Hitlerleute nahmen ziemlich genau den Stimmenverlust der Deutschnationalen auf. Der Stimmengewinn der Sozialdemokraten übertrifft den Stimmenverlust der Kommunisten. In den drei Kreisen Danziger Niederung, Danziger Höhe und Grobwerder zusammen hatten die Wahlen das folgende Ergebnis (in Klammern die Stimmzahlen der Volkstagswahl vom November 1930):

Sozialdemokraten 19 694 (16 000), Kommunisten 8617 (7798), Bloß der Mitte 4175 (9037), Zentrum 5788 (7769), Deutschnationale 6729 (9198), Nationalsozialisten 10 930 (8159).

In Mierau bei Reuteich schossen Nazis auf sozialistische Schulbündler, von denen einer tödlich, zwei andere leichter verletzt wurden.

In Innsbruck behauptet.

Innsbruck-Stadt hatte die Hälfte des Gemeinderats neu zu wählen. Bei 75 Prozent Wahlbeteiligung behaupteten in dieser Heimwehzentrale die Sozialdemokraten ihre Mandatszahl von 18 unter den 40 Gemeinderäten. Die Christlichsozialen sind mit 14 Vertretern etwas gefährdet, aber auf Kosten der Großdeutschen, die von 9 auf 4 zurückgehen. Hakenkreuzler und Kommunisten bleiben trotz Stimmengewinns noch mandatarlos.

Bombenanschläge in Lissabon wurden nach einer Kundgebung zu Ehren des Präsidenten der Republik in der Nacht verübt. Darauf drang eine Menge ins Gebäude der Zeitung „Republica“ und warf das Mobiliar auf die Straße. Durch die Bomben wurden zehn Personen leicht verletzt.

Das Blutbad von Lunde.

Sozialdemokratie stellt Schuld des Militärs fest.

Stockholm, 18. Mai. (Eigenbericht.)

Die von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion eingesezte Kommission zur Untersuchung der Ereignisse im Odalen-Distrikt hat an Ort und Stelle unter anderem die folgenden Feststellungen getroffen:

1. In der Protestversammlung in Trond gegen die Arbeitswilligen wurden Gewaltmaßnahmen weder gegen das Militär oder die Polizei noch gegen die Arbeitswilligen beschlossen.
2. Der danach gebildete Demonstrationzug nach dem Arbeitswilligenquartier in Lunde, wo sich die tragischen Ereignisse abspielten, führte keine Waffen mit sich.
3. Die Polizei von Lunde war verschunden und deren Funktionen Militärstreitkräften überlassen.
4. Das etwa 60 Mann starke Militär verbarg sich in Schützengräben, mit Ausnahme weniger Berittener, die dem Demonstrationzug entgegentraten.
5. Die eBoisierung in Lunde wurde auf Scharfschießen nicht vorbereitet.
6. Weder vorher, noch nachdem das Militär geschossen hatte, fiel ein Schuß aus dem Demonstrationzug.

7. Der Demonstrationzug wurde von vorn und von den Seiten nach einem vorher zurechtgelegten strategischen Plan beschossen.

8. Nach dem Blutbad blieb das Militär, obwohl sich darunter Sanitäter befanden, in den Schützengräben und überließ die Rettungsarbeiten der Bevölkerung.

Die Untersuchungskommission verlangt strengste Bestrafung der verantwortlichen Zivil- und Militärbeamten.

Die Zahl der Toten hat sich inzwischen auf sechs erhöht, da noch ein verwundeter Arbeiter seinen Verletzungen erlegen ist. Die Untersuchung eines Toten ergab acht Gewehrschüsse auf der Brust in Daumenbreite Abstand.

Die massenhaft besuchten Protestkundgebungen der Arbeiterschaft und vieler Sympathisierender aus dem Bürgertum gehen im ganzen Lande weiter. Stürmische Reichstagsdebatten lassen den Ausbruch einer Regierungskrise vermuten. Die Regierung hat in einer außerordentlichen Sitzung am Sonntag eine Kommission von fünf Mitgliedern ernannt, die eine eingehende Untersuchung der Unruhen in Norland vornehmen soll.

Selbstmord auf der Flucht

Im Hausflur in der Adlerstraße erschossen

Die aufregende Jagd hinter einem Darlehnschwindler, der heute früh von einem Geschädigten auf der Straße erkannt wurde, endete mit dem Selbstmord des Flüchtlings, der sich im Flur des Hauses Adlerstraße 173 eine Kugel in die Schläfe schob.

Der 29jährige Techniker Ernst Kornesfel, der seit längerer Zeit arbeits- und wohnungslos ist, beging im Laufe des letzten halben Jahres zahlreiche Darlehnschwindelaktionen und Urkundenfälschungen. Bei der Kriminalpolizei liefen unaufhörlich Anzeigen ein, ohne daß es gelang, des Betrügers habhaft zu werden. Heute früh um 6 Uhr ging einer der Geschädigten über den Koppenplatz, wo er zu seiner Ueberraschung auf einer Bank Kornesfel sitzen sah. Als der Mann auf den Betrüger zuging, um ihn festzuhalten und der Polizei zu übergeben, zog Kornesfel eine Pistole aus der Tasche und drohte seinen Gegner niederzuschließen, falls er auch nur den Versuch machen würde, ihn anzurühren. K. versuchte nun zu flüchten. Er lief durch die Adlerstraße, verfolgt von mehreren Passanten und Radfahrern, die dem Geschädigten

zu Hilfe gekommen waren. Als sich Kornesfel von allen Seiten umstellt sah, flüchtete er in das Haus Adlerstraße 173, wo er die Waffe gegen sich selbst richtete. Er war sofort tot.

Autobus vom Berg gestürzt.

Führer tot, der Wagen völlig zerkümmert.

Kassel, 18. Mai.

Auf der großen Serpensinstraße, die zum Hertaules hinaufführt, kam am Sonntagabend ein Personkraftwagen aus der Kurve heraus und sauste den Abhang hinunter. Der Wagen überschlug sich dabei mehrfach und blieb völlig zerkümmert auf der unten weiserführenden Straße liegen. Der Führer Bruno Schmidt aus Bremen starb im Rote-Kreuz-Krankenhaus; ein zweiter Insasse namens Heiler, ebenfalls aus Bremen, liegt in hoffnungslosem Zustand im Krankenhaus. Der dritte Insasse, Hans Otto aus Kassel, kam mit leichten Verletzungen davon.

Agitation statt Politik.

Revision des Youngplanes und Rüstungsfreiheit?

Während die Vertretung der Reichsregierung in Genf schwierige Verhandlungen zu führen hat, bemühen sich gewisse Kreise, ihr die Situation zu erschweren. So die Reichstagsfraktion der Deutschen Volkspartei, die auf einer Tagung in Saarbrücken eine Entschlieung gefaßt hat, in der es heißt:

„Weitere scharfe Ausgabenreduzierungen zur inneren Gesundung und Rettung wird die Regierung schnell und entschlossen durchsetzen müssen. Das deutsche Volk wird diese Opfer nur tragen können, wenn es sieht, daß sie die Stärkung des Reiches im Kampf um die Revision der Tributlasten zum Ziele haben. Die Reichstagsfraktion der Deutschen Volkspartei erwartet deshalb von der Reichsregierung, daß sie entschlossen, im inneren und zeitlichen Zusammenhang mit den Maßnahmen zur inneren Sanierung, gegenüber den Gläubigermächten die Verhandlungen über die Revision der Tributverträge in Gang bringt.“

Herr Treviranus hat am Sonntag in Königsberg eine Aufrüstungsrede gehalten. Nach dem Bericht der Telegraphen-Union sagte er:

„Weiter ging er auf die kommende Abrüstungskonferenz ein und betonte, sie habe für uns nur das Interesse, daß wir vor aller Welt feststellen könnten, hier werde nur der Welt Sand in die Augen gestreut, um der Zusage aus dem Wege zu gehen, die an unsere Abrüstung geknüpft sei. Wenn wir das feststellen könnten, so seien wir von unserer Verpflichtung gelöst. Aber damit, daß wir die Wehrfreiheit wieder gewonnen hätten, sei zunächst noch nichts getan, denn ob wir Gelder hätten, um sie auszunützen, das Rebe dahin. Von der Erreichung der Rüstungsfreiheit bis zum Schuß gegen schwerbewaffnete Nachbarn, sei ein weiter Weg. Aber vor der Welt brauchten wir ja nichts anderes als die Erklärung, daß es unser eigener Entschluß sei, künftighin so und nicht anders zu verfahren.“

Soll das Politik sein, wenn aus dem Lager der Regierungsparteien im gleichen Atemzuge Revision des Young-Planes und Rüstungsfreiheit für Deutschland gefordert wird?

Dolchstoßflüge erledigt!

Selbst die „Kreuzzeitung“ kennt jetzt die wahren Ursachen der Niederlage.

In einer Besprechung der Erinnerungen Valentinis, des ehemaligen Chefs des kaiserlichen Geheimkabinetts, schreibt die „Kreuzzeitung“:

„Am ausschlüssigsten ist die Schilderung der Vorgänge in den Jahren 1914 bis 1918. Wie gleich eingangs festgestellt sei, ist das Bild, das uns aus den Aufzeichnungen Valentinis entgegenblickt, ein trübes und wenig erfreuliches. Die in dieser entscheidenden Zeit zur Führung der Reichspolitik berufenen Persönlichkeiten versagen auf der ganzen Linie, und, was noch viel schlimmer ist, sie stehen in steier Fehde mit den militärischen Stellen, die sie, sicherlich nicht zu Ruh und Frommen des Staatswohles und der Krone, mit einer Zähigkeit bekämpfen, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, dabei oft den Kampf mit wenig fairen Mitteln aussehend.“

Ein trauriges Kapitel deutscher Jertiffenheit,

und noch dazu in einem Augenblick, da bei der Bedrohung durch den äußeren Feind eine einmütige Geschlossenheit aller Faktoren im Lande das Gebot der Stunde gewesen wäre. Tragisch das Ge-

schick des Trägers der Krone, der sich Zugeständnisse um Zugeständnisse abringen läßt, der praktisch lange vor dem Sturz entthront ist.“

Aufmarsch für Abrüstung.

Beschluß der Internationale.

Amsterdam, 18. Mai. (Eigenbericht.)

Die Unterkommission des gemeinschaftlichen Abrüstungsausschusses des Internationalen Gewerkschaftsbundes und der Sozialistischen Arbeiter-Internationale legte die Grundzüge eines Aktionsprogramms fest, um die Massen vor der Genfer Abrüstungskonferenz zu großen internationalen Kundgebungen in den wichtigsten Städten zusammenzubringen. Am 21. Juni tagt die Unterkommission wieder in Genf. Anwesend waren u. a. die beiden Generalsekretäre Schevenel und Adler sowie Dr. Breitfeld-Berlin.

Französische Flieger in Bayern.

Notlandung in Schweinfurt.

Auf dem Schweinfurter Flugplatz landeten am Sonnabend drei französische Jagdflugzeuge neuester Bauart, von denen jedes mit zwei Maschinengewehren ausgerüstet war. Außerdem hatten die Maschinen photographische Aufnahmeapparate modernster Konstruktion an Bord. Die Führer, ein Offizier und zwei Piloten, gaben an, mit ihren Doppeldeckern von Igères abgelenkt zu sein, um die Maschinen über Lyon nach Straßburg zu bringen; sie hätten sich verfliegen und Benzinmangel hätte sie zur Landung gezwungen. Die drei Flugzeugführer stehen unter militärischer Bewachung. Ob die Angaben über das Ziel des Fluges zutreffen oder ob die Maschinen nach der Tschekoslowakei gesteuert werden sollten, wird die Untersuchung ergeben.

Die Flieger geben an, über den Bogen im Nebel die Richtung verloren und bei Mainz den Rhein für den Rhein gehalten zu haben. Ihre Karten hätten von der Grenze nur bis Mainz gereicht.

Die Maschinen gingen außerordentlich rasch nieder, wobei die eine beinahe am Fußballtor eines Spielplatzes hängen blieb, während die letzte zu rasch auf die zweite Maschine folgte, so daß nur durch plötzlichen Aufstieg ein Zusammenstoß verhindert werden konnte.

Die Flugzeuge tragen die Nummern 7, 15 und 17 sowie als Abzeichen die französische Rotweißblau-Kokarde mit einem Anker als Kennzeichen des Marinedienstes. Munition wurde nicht mitgeführt.

Wenige Minuten nach der Landung war bereits ein Schutzmann und kurz darauf ein Polizei-Kraftwagen zur Stelle. Die Beamten verhafteten die Flieger und beschlagnahmten die Maschinen. Das Ueberfliegen deutschen Gebietes durch die Franzosen soll bereits durch die Stuttgarter Behörden der Polizei mitgeteilt worden sein. Die Flugüberwachungsstelle Nürnberg-Fürth sandte mittels Flugzeugs einen Beamten. Am Sonntag kamen Offiziere der eichwehr und der Schutzpolizei, die die Einzelheiten feststellten. Die französischen Maschinen wurden durch Sachumhüllungen verwahrt und eine strenge Absperrung des Platzes vorgenommen.

Verhaftungen in der Reichswehr. Zwei Gefreite der Reichswehr in Hannover sind unter der Beschuldigung verhaftet worden, eine kommunistische Zellenbildung in der Truppe versucht zu haben.

Manfred Gurliitt: „Soldaten“. Lontänstlerfest-Oper in Bremen.

Nur eine Opernaufführung stand diesmal im Programm des Allgemeinen Deutschen Musikvereins und bildete zugleich den Abschluss seiner Bremer Tagung: „Soldaten“ von Manfred Gurliitt.

Das bekannte Drama von F. M. R. Lenz, Zeit- und Artgenossen des jungen Goethe, liegt zugrunde. „Soldaten“ — das Stück, ein anklagendes Zeitstück damals, sollte eher „Offiziere“ heißen; wie die Offiziere in Bille es mit einem unschuldbigen Bürgermädchen treiben, die Gefallene in den Abgrund treiben, das bildet den Inhalt.

Auch wenn die Handlung und ihre Moral einer verunkelteten Welt angehöre, die soziale Anklage des „Soldaten“-Dichters findet in der Gegenwart unmittelbarsten Widerhall. Vom Dramatiker Lenz führt über Büchners „Woyzeck“ eine gerade Linie zum heutigen Theater. Seine verkürzte Technik der knappen Szenen, des jagenden Bilderwechsels ist beinahe die eines Filmmanuskriptes. (Es wäre herrlich, wenn wir viel solcher Filmmanuskripte hätten.) Kein Wunder, daß der moderne Musiker als Mensch und Künstler von heute nach solchem Stoff für eine Oper greift. Manfred Gurliitt hat zur selben Zeit wie Alban Berg, ohne von dessen Vorhaben zu wissen, eine Woyzeck-Oper geschrieben. Als Textbearbeiter der „Soldaten“ hat er aus eigenem nichts hinzugefügt, er tastet des Dichters Sprache so wenig an, wie den Bau des Dramas; kein Dramaturg könnte mit Kürzungen behutsamer und zweckmäßiger verfahren.

Der Komponist Gurliitt verläßt wohl nicht über die Kräfte eines großen, dem Dichter Lenz togenischen Musikdramatikers. Es fehlen dieser Oper mitreißende Steigerungen und erschütternde Höhepunkte. Die Musik lehnt sich an das Drama an, doch die stärksten Wirkungen gehen unmittelbar von diesem aus. Aber die Partitur festelt durch eine Fülle echter lyrischer Züge und interessiert durch die Feinheit der Arbeit. Sondern der zwanzig Bilder versucht der Musiker ein eigenes Gesicht und geschlossene Form zu geben. Gestützt auf ein Fundament von produktiver Musikalität und gutem Musikertum findet er als kluger Effektiv-seinen Weg zwischen den Irrungen der heute allgemeinen Stilvorurteilen. Er schließt sich nicht an, ahmt nicht nach, doch es gelingt dem Kenner all dessen, was an Strömungen und Richtungen im letzten Jahrzehnt Gestalt gewonnen hat, den vieldeutigen Begriff „Moderne Musik“ auf eine einheitliche, einleuchtende Formel zu bringen. So war es eine glückliche Wahl, diese Oper als repräsentatives Werk des Jahres auf das Programm zu legen.

Die Wirkung wäre noch stärker gewesen in einer weniger vorläufigen Regie als der, die der Komponist, übrigens erfahrener Theatermann, persönlich führte. Die Aufführung, in der Maria Hartmann als Marie eine durchaus überragende Leistung bot, zeigte als Gesamtleistung die Bremer Opernbühne auf erfreulich hohem Niveau. Klaus Pringsheim.

Wandertheater der Volksbühne. Potsdamer Schauspielhaus.

Der Verband der Deutschen Volksbühnenvereine veranstaltet im Potsdamer Schauspielhaus eine Stunde der Wanderbühnen. Es handelt sich darum, jetzt am Ende der Spielzeit einen Ausschnitt aus der Wanderbühnenarbeit des Verbandes zu geben. A. Brodbeck, der Sekretär des Verbandes, führte aus, daß im gesamten Deutschen Reich 25 gemeinnützige Wanderbühnen bestehen, davon unterhalten die Volksbühnen 5 Unternehmen. Die jährliche Spielzeit dauert 8 bis 10 Monate.

Der Zweck dieser Theater besteht darin, Städten ohne feste Bühnen gute Theateraufführungen zu bieten. Die Wanderbühnen geben ihre Vorstellungen an die örtlichen Spielgemeinden gegen feste Honorare ab. Jede Spielgemeinde verfügt über ein organisiertes Publikum. Der Spielplan wird nach Vorschlägen der Theaterleitung zusammen mit dem Verbandsvorstand festgesetzt. Spiel- und Reiseplan der Theater liegen schon vor Beginn der Spielzeit endgültig vor.

Um einen möglichst umfassenden Eindruck von den Leistungen dieser Theater zu ermöglichen, spielte das ostdeutsche-mitteldeutsche Landestheater drei Akte aus drei Stücken, die in Kunstform, Dialogführung und Menschengefühl Gegenstände bilden. An den Anfang stellte man den zweiten Akt von Kolbenhegers Schauspiel „Die Brücke“. Dieser Akt bringt weniger Momente starker äußerer Spannung als Diskussionen über Zeitprobleme. Die Menschen sind Sammelpunkte von Energien, sie entwickeln sich nicht in naturalistischer Breite, sie erscheinen als Träger von Ideen, manchmal fast als Abstraktionen. Und hier liegt die Schwierigkeit für Regie und Schauspieler, denn die Gefahr besteht darin, daß die Menschen das Menschsein vergessen und nur zu Sprachrohren der Ideen werden. Dieser Gefahr entgeht auch hier die Darstellung nicht.

Reizend dagegen die zweite Szene aus Armons und Gerbids Komödie „Madame hat Ausgang“. Ueber die Situation, über das Schema der Charaktere und der Konvention der Sprache hinaus erwächst das Bemühen, mehr zu geben, Formen mit Inhalten zu füllen, Typen zu Individualitäten zu steigern, und der dritte Akt von Rosenoms „Kater Lampe“ ist realistisch Theater im besten Sinne des Wortes. Hin und wider knallt allerdings eine Pointe zu laut.

Regie, Darstellung und Bühnenbild halten gutes künstlerisches Niveau. Niemand tritt mit Starallüren hervor, sondern alle fügen sich in das Ensemble ein. Jedenfalls sind die Leistungen dieser Wanderbühnen höher zu bewerten als die manches größeren Provinztheaters.

Die Folgen der Ohrlage. Die Wiener Philharmoniker erhielten aus Bologna ein Telegramm, in dem ihnen Toscanini mitteilt, daß er aus Gesundheitsrücksichten das Gaispiel an der Wiener Staatsoper abgeben müsse.

Generalprobe für Erwerbslose. Die Generalprobe zur Erbauung der Rob. Strauß-Operette „Das Spitzentuch der Königin“ in der Städtischen Oper, Donnerstag, den 21. Mai, vormittag, wird den erwerbslosen Musikern und Bühnenangehörigen zugänglich gemacht. Karten durch die Organisationen.

Bühnenkonzert. Carmila Kovozina und Margarete Schall werden in der Rolle der „Schönen Helena“ in Max Reinhardts Reinszenierung der Offenbach-Operette im Aufführungsamt-Theater alternieren.

Die Egger-Clay-Ausstellung wurde am 16. Mai vom österreichischen Gesandten Dr. Frank im Verein Berliner Künstler in der Bellevuestr. 3 eröffnet.

Dr. Kurt Singer, der bisherige Intendant der Städtischen Oper, hat den Oberbürgermeister Dr. Sahm gebeten, ihm den Antritt seines neuen Amtes am 1. Juni nach der letzten Premiere dieser Spielzeit, „Das Spitzentuch der Königin“, ab 21. Mai zu gestatten. Der Oberbürgermeister hat diesem Ersuchen stattgegeben.

Werner Krauß will an das Staatliche Schauspielhaus, dem er bereits zweimal angetraut hat, zurückkehren und zwar mit einem Kontrakt auf Lebenszeit. Am Goethe-Jahr würde er den Faust spielen.

Wegen Spionage für Polen ist der Musiker D. in Lauenburg (Pommern) verhaftet worden. Er ist geständig, Berichte über militärische Angelegenheiten an eine polnische Nachrichtenstelle gegeben zu haben. Er will aus wirtschaftlicher Not gehandelt haben.

Hochsommer im Mai

Massenflucht aus der Millionenstadt

Bei 30 Grad Wärme im Schatten hielten es am Sonntag die wenigsten Berliner in der Stadt aus und schon vom frühen Morgen an setzte bei dem schönen Wetter ein Massenansturm auf die Verkehrsmittel ein. Waren schon am Himmelfahrtstag die Verkehrszahlen erheblich, so wurden sie gestern noch um über eine Viertel-million überboten.

Die Reichsbahn beförderte 1 Million siebenhunderttausend Fahrgäste. Grünau steht mit 48 000 Fahrgästen an der Spitze, dann folgt Nikolassee mit 39 000, Wannsee mit 30 000, Grunewald mit 26 500 und Potsdam mit 25 500 abgegebenen Fahrtarten. Die S-Bahn beförderte 2 295 000 Personen, das sind 160 000 mehr als zu Himmelfahrt. Auf die Straßenbahn entfallen 1 389 000, auf die U-Bahn 419 000 und auf den Autobus 418 000 Personen. Rechnet man hierzu die Zehntausende von Radfahrern, Motorradfahrern und Automobilisten, die gestern in geradezu beängstigender Fülle die Chausseen bevölkerten, so läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß fast ganz Berlin untermwegs war.

Regen Zuspruchs erfreuten sich auch die Dampferreedereien in und um Berlin. Alle zur Verfügung stehenden Dampf- und Motorschiffe mußten in Betrieb genommen werden, um den Massenandrang zu bewältigen. Die Ausflugstotalen an Spree und Havel machten gute Geschäfte, in den meisten Gaststätten war zeitweise kaum ein Stuhl zu haben. Das Wetter hielt sich fast den ganzen Tag über, bis auf eine vorübergehende Eintrübung am frühen Nachmittag, ausgezeichnet. Nur die Ausflugsorte östlich Berlins wurden von einem ausgedehnten totalen Gewitter betroffen. Es ist beinahe selbstverständlich, daß das Ziel der

Erholungssuchenden hauptsächlich die Freibäder waren. Schon um die Mittagstunden wies die Freibäder in Wannsee, Grünau, Müggelsee, Plöhensee usw. außerordentlich starken Besuch auf.

Drei tödliche Unfälle.

Leider hat der Sonntag auch wieder mehrere Todesopfer gefordert. Im Freibad Grünau ging der 17jährige taufmännische Angestellte Erich Reif aus der Wisdger Straße 26 vor den Augen zahlreicher Mitbader plötzlich unter. Einigen Schwimmern gelang es, A. schon nach kurzer Zeit zu bergen. Wiederbelebungsvoruche der Samariter blieben jedoch ohne Erfolg. Ein Herzschlag hatte dem Leben des jungen Mannes, wie der Arzt feststellte, ein Ende gemacht.

Am der Schillingsbrücke ereignete sich am Sonntag nachmittag ein bedauerlicher Unglücksfall. Von der Böschung stürzte der 6jährige Ernst Blum aus der Breslauer Straße beim Spielen in die Spree. Das Kind ging sofort unter. Die von Passanten alarmierte Feuerwehr konnte den Berunglückten nur noch als Leiche bergen. — In einer Laubentkolonie in Blankenburg stürzte der 45jährige Erwald Heim aus der Badstraße aus beträchtlicher Höhe von einem Baum. Mit einem Schädelbruch wurde der Schüler ins Panlamer Krankenhaus gebracht, wo er in der Nacht gestorben ist.

Bei dem prächtigen Sonntagswetter hatten auch die städtischen Freibäder Massenbesuch aufzuweisen. Mehr als 70 000 Berliner erholten sich gestern in den großen Strandbädern am Wannsee, an den Müggelseen und am Plöhensee. Den Rekord hielt selbstverständlich mit 24 400 Besuchern das Strandbad Wannsee.

Riesenbrände in Japan.

14 Todesopfer. — Mehr als 1000 Häuser eingedäschert.

Tokio, 18. Mai.

Eine Reihe großer Brände haben während des Wochenendes in Japan 14 Menschenleben gefordert und gewaltigen Sachschaden angerichtet. In der Stadt Kanekomaschi brach aus bisher noch nicht gekannter Ursache in einem Lichtspieltheater ein Feuer aus, das mit rasender Geschwindigkeit um sich griff. 14 Kinobesucher fanden dabei den Tod, während bei dem durch die allgemeine Panik entstandenen Gedränge etwa 180 Personen verletzt wurden. Aus der Stadt Matsui im Südwesten der Insel Honshu wird gemeldet, daß 700 Häuser eingedäschert wurden. In dem bedeutenden Hafen Akita in Nord-Honshu wurden 600 Häuser vom Feuer zerstört, während in der in Nordjapan gelegenen Stadt Niigata 70 Häuser niederbrannten. Durch diese Brände angerichtete Schäden ist sehr bedeutend.

Fallschirmabspaltung aus 4400 Meter.

Welthöchste Leistung einer Fliegerin.

Leipzig, 18. Mai.

Die Fallschirmfliegerin und Kunstfliegerin Lola Schröter-Borescu hat beim Großflugtag in Leipzig-Mockau mit ihrem 119. Fallschirmabspaltung aus 4400 Meter Höhe unter behördlicher Kontrolle ihre eigene Welthöchste Leistung für Frauen von 2600 Meter, die sie im Herbst 1929 aufgestellt hat, wesentlich

überboten. Der Absprung gelang planmäßig. Die Pilotin hat in der Höhe Wind von etwa 40-Stunden-Kilometern Geschwindigkeit angetroffen. Sie legte in 18 Minuten eine Strecke von etwa 20 Kilometern schwebend zurück. Verwendung fand der deutsche automatische Heinecke-Fallschirm.

Paris, 18. Mai.

Während einer Flugveranstaltung in Eprenay wollte ein 17jähriges Mädchen aus der dortigen Stadt, nachdem es ausdrücklich die Organisatoren der Veranstaltung von jeder Verantwortung entbunden hatte, einen Fallschirmabspaltung aus 200 Meter Höhe vorführen. Der Fallschirm öffnete sich jedoch nicht und das Mädchen zerquetscherte auf dem Boden.

Der Sonntags-Kavalier.

Er stürzt die Geliebte ins Wasser und flüchtet.

Ein aufregender Vorfall ereignete sich in der vergangenen Nacht in der Nähe des Zirkus Busch. Passanten sahen dort auf der Brücke einen Mann und ein Mädchen stehen, die allem Anschein nach miteinander stritten. Plötzlich hörten die Passanten das Mädchen aufschreien und sahen, wie es hintenüber ins Wasser fiel. Der Mann machte sich eilig davon und konnte auch nicht eingeholt werden. Die Beobachter warfen dem Mädchen einen Rettungsring zu und brachten sie an Land. Sie wurde nach dem nächsten Polizeirevier gebracht, war aber von dem unerwarteten Bad so mitgenommen, daß sie nur kurz befragt werden konnte. Es ist eine 20 Jahre alte Hausangestellte Hedwig B., die bei einer Familie in der Weihenburger Straße beschäftigt ist. Das Mädchen gab an, sie haben den jungen Mann kennen gelernt und sei am Sonntag mit ihm ausgegangen. Auf der Brücke am Zirkus sei der „Kavalier“ zudringlich geworden, und unversehens sei sie über das Geländer ins Wasser gefallen. Der Name und die Adresse des seltsamen Kavaliers, der seine Begleiterin einfach im Tische ließ, sind noch nicht bekannt.

Sechs Meter „Unter Tage“

Das größte Schaubergwerk der Welt

Die Internationale Hygieneausstellung 1931, die soeben in Dresden eröffnet wurde, hat mit ihrem Schaubergwerk die „Gefolei“, deren Bergwerk damals 60 000 Besucher anlockte, weit übertroffen. Das neue Schaubergwerk in Dresden ist zur Zeit mit seinen riesigen Ausmaßen das größte der Welt. Bergwissenschaftler, die es in diesen Tagen „besuchen“, äußerten allen Ernstes, an eine Tiefe dieses Bergwerkes von 800 bis 700 Metern zu glauben. Auf diese Tiefe ist es auch genormt. Aber der ganze Bau liegt gerade 6 Meter tief unter der Erde. Im Füllort 1 stauen sich zahllose Kohlenzüge im Sammelbahnhof, der bis zu 6000 Tonnen täglich zu erfassen vermag. Im Schacht 11 zieht der Förderkorb an der Ladebühne bis zu 12 Wagen geförderter Kohle auf einmal ab und rast sie mit einer Geschwindigkeit von 25 Metern in der Sekunde zu Tag.

Die Sprengkammer mulet gefährlich an; Sprengkapseln lagern da in Wandnischen, Wettersprengstoffe und Dynamit in Kisten, das allerdings nur zum Steinsprengen benutzt werden darf. Der Fiß 1 zeigt auf der östlichen Grundstrecke horizontale und winklige Lagerung von Kohle und Gestein, und Fiß 2 bis zu zwei Metern Stärke. Wenn am Füllort Beton und Eisen den Füllort stützt, genügt hier leichte Lärtschotterung; denn der Fiß hat sein Dasein nach dem Abbau beendet. Die Vortriebsmaschine zerstört mit surrendem Kreischen in der Abteilung „Lushauen“ die alte Romantik vom Grubenheinzelnmännchen mit der Hade. Die Maschine, die Preklust antreibt, unterschätzt die einzelnen Felder zehnfach so schnell und fast ohne alle Gefahr. Wo die Kohle schon abgebaut ist, wie im westlichen Teil des Fißes 1, stützen eiserne Grubenstengel den Raum. Der Druck des Berges ist hier gefährlich. Darum wird die Beere mit alten Steinen, der Hauer sagt „Berg“, versehen. Nur ein schmaler Weg führt durch dieses glühende grau-schwarze Labyrinth. Der Hauptquerschlag ist das Herz der Grube. Er zieht sich rechtwinklig zu ihrer Gesteinslagerung durch den ganzen Bau. Eiserne Stengel halten ihn. Auch Beton hilft aus, wenn der Berg einmal ins Rutschen kommt, und die eingebauten Holzpfosten drücken elastisch wieder nach außen. Die beim Lushauen lohtendurchstauhte Luft ist hier sauber und rein, weil die Ventilatoren dauernd den Wetterstrom (stark sauerstoffhaltige Luft) zuführen. Nahe der Streckenkreuzung zum Fiß 11 schwellt noch gerade ein Grubenbrand, den die Bergleute, die in Abfahrlagen mit ihren Sauerstoffapparaten und den Gasmasken in flackerndem Lichte wie riesige Saurier wirken, soeben abgedämmt haben. Die Gesteinstaubspitze, eine Entzündung der letzten Jahre, ist heute im deutschen Bergbau Allgemeinpflicht. Der Luftdruck einer Explosion vor dem Ort zerstreut feuer-

sicheren Gesteinstaub, der in großen Rosten an der Decke hängt. Die Staublichte überlagert das Feuer und löst es, oder sie dämmt es ab. Die Benzolampe des Bergmannes, bei vorsichtiger Anwendung durchaus nicht gefährlich, hat sich hier auch schon überlebt. Die elektrische Grubenlampe strahlt auf das schwarze Gestein. Ostlich der Teilschle des Fißes 11 neben dem Schieflort zieht bereits das Förderband seine ewig rollende Bahn. Was die Hand vor zehn Jahren mit Wühe schaffte, das reißt die Säulenbohrmaschine heute gemeinsam mit dem Schaufellader in Minuten spielend in den Berg hinein.

Nicht nur strengste Rationalisierung, sondern auch höchster Lebensschutz, das ist der Grundsatz, den dieses Schaubergwerk für den Fachmann und für die Öffentlichkeit zum Ausdruck bringen will. Eine Mahnung, für die die Wirtschaft und die soziale Fürsorge, aber gewiß auch die Öffentlichkeit Verständnis haben wird.

Helf den Volksbibliotheken!

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare hat aus Anlaß seiner 6. Jahresversammlung in Braunschweig die Notlage der öffentlichen volkstümlichen Bücherei in breiter Öffentlichkeit dargelegt. Alle anwesenden Vertreter der Behörden, Vereine und Verbände anerkannten den Ernst der Lage und versprochen Förderung und Unterstützung.

Als Ergebnis einer soeben unter größeren Büchereien veranstalteten Erhebung wurde bekanntgegeben: Die Benutzung der Büchereien ist gegenüber dem Jahre 1928 um bis zu 100 Prozent gestiegen. Der Anteil der Arbeiterkreise beträgt oft mehr als 50 Prozent der Gesamtleserzahl.

Besonders wichtig ist: dem Erwerbslosen vermittelt die Bücherei heute vielfach wesentliche praktische, geistige und seelische Hilfe. Darüber hinaus ist die Bücherei heute für alle Bildungsbestrebungen Sammelboden und Rückhalt geworden.

Zur Durchführung allein der allerdringlichsten Aufgaben, die der öffentlichen volkstümlichen Bücherei heute gestellt sind, reichen die Mittel, die nach manchen Kürzungen zur Verfügung stehen, nicht mehr aus. Und doch sind die Kosten, die zur Fortführung der Arbeit benötigt werden, im Vergleich mit den Aufwendungen für andere kulturelle und sozialpädagogische Einrichtungen außerordentlich gering. Eine umfassende und durchgreifende kulturelle Nothilfe ist dringend erforderlich, die auch den öffentlichen Büchereien die erforderlichen Mittel verschafft.

Der Untergang der Kommune

Hermann Wendel:

Zum sechzigsten Gedenktag der „Blutigen Woche“

Welcher Mensch an Kritik kennt darin, die Kommune geradezu heilig zu sprechen, sie für unerschütterlich zu erklären! Friedrich Engels.

Als am 21. Mai 1871 gegen drei Uhr nachmittags der städtische Beauftragte Ducatel auf der Bastion 64 der Porte Saint-Cloud den Vorposten der Versäuer mit einem Taschentuch winkte, zum Zeichen, daß sie unbefehligt in die Stadt einzürücken könnten, erwies sich in der Tat dieser Teil der Pariser Umwallung von den Verteidigern verlassen. Bald stürzten in mächtigen Wellen die Angriffstruppen, Regimenter der Korps Douay, Cisse, Clinchant, Ladamirault und Vinoy in die ungeschützten Viertel; abends zehn Uhr befanden sich schon 20 000 Mann innerhalb der Stadt, ohne daß die Kampfleitung der Föderierten etwas ahnte; der Kommune schlug ihr letztes Stündlein. Und es war ein graufiges Ende! Der Flammenschein der brennenden Gebäude beleuchtete in diesen acht Tagen, der berühmten „Blutigen Woche“, ein Morden, wie es gleich Viehisch die Weltgeschichte kaum ein zweites Mal gesehen hat. Wo immer, den heldenhaften Widerstand der Kommunards niederwerfend, eine siegestrunke und rachedurstige Soldateska vordrang, ließ sie wahllos Mann und Weib, Greis und Kind, Kämpfer und Zuschauer über die Klänge springen. Paris war in vier große Militärbezirke eingeteilt, in vier große Schlachthäuser verwandelt; anderthalb Duzend Kriegesgerichte arbeiteten im Schnell- und Massenbetrieb; unaufhörlich trachten in der Prinz-Eugen- und der Sobau-Kaserne, im Parc Monceau und am Bahnhof Montparnasse, in der Militärschule und in den Champs Elysées die Salonen der Exekutionspelotons; auf dem Friedhof Père Lachaise, der, einer der letzten Stützpunkte der Föderierten, in der Nacht zum 28. Mai den Angreifern in die Hände fiel, mähete, heißt es, Geschützfeuer die Gefangenenhaufen nieder. Während dreier Tage zog sich ein breiter, roter Streifen kilometerlang mitten durch die Seine; das Blut der hingeschlachtenen Kommunards war es, das in den sonst so heiteren Fluß dieses schauerliche Ornament einwirkte. Hatten zuletzt höchstens 12 000 Mann hinter den Barrikaden gekämpft, so bezifferte die Regierung die Zahl der summarisch Erledigten auf 17 000; in Wahrheit überstieg die Zahl die 20 000; die Leichen wurden, obenhin verscharrt, in der Sommerhitze durch die Ausdünstungen der Verwesung zu einer Gefahr für die Gesundheit der Stadt.

Aber in gewissem Betracht erschien das Ende der Kommune als ihr Glück. Wie verblähten neben den namenlosen Greueln der Versäuer die paar Lebellaten, für die die Kommune wenigstens zum Teil die Verantwortung trägt. Wodurch sich 1874 aus dem sicheren Londoner Port auch dreihundertfünfzig mehr oder minder führende Kommunards, darunter Cudes, Lullier, Baret und leider auch Bakunin, stolzen Mundes zum Niederbrennen der öffentlichen Gebäude und zum Niedermeßeln der Geiseln bekennen, so bleibt doch namentlich die Abschlichtung Wehrloser und Unschuldiger ein nicht wegzuschließendes Glied am Band der Kommune. Es waren ja auch die Mitglieder der Internationale, die sich diesen so nutzlosen wie gewalttätigen Methoden widersetzen. Heiß und Camélinat verhinderten der eine, daß die Hauptpost, der andere, daß die Münze in Flammen aufging, Beslay schützte die Bank von Frankreich, und Barlin, eine der reinsten und hinreißendsten Gestalten der ganzen Bewegung, legte sein Leben aufs Spiel, als er sich den Geiselmorden in der Rue Hayo in den Weg warf.

Die bluttriefend niederträchtige Rache der Versäuer an den Unterlegenen hat aber auch für Jahrzehnte der sozialistischen Kritik an dem eigentlichen Wesen der Kommune über Gebühr den Mund geschlossen; obwohl Karl Marx seinen „Bürgerkrieg in Frankreich“ zu Papier brachte, als Pulverdampf und Blutgeruch noch über dem Schlachtfeld lagen, und weder eine tühle Nachprüfung der Ereignisse möglich war, noch das nötige Material zur Verfügung stand, galt diese ausgesprochene Kampfschrift, von deren Angaben und Auffassung E. Conrad später so viel zerpflückte, nur zu oft als geschichtliche Quelle. Aber die Kommune eine Diktatur des Proletariats, als die sie die Jünger Moskows heute noch feiern? Die Kommune eine sozialistische Revolution und Vorstufe der Umwälzung, die auch wir anstreben? Von beidem blieb sie weit entfernt. Wohl wurde an ihrer Schwelle „die Emanzipation des Proletariats“ angekündigt, aber die Mehrheit, die, aus Blanquisten und Jakobinern bestehend, das Heft in der Hand hatte, vermochte sich darunter nur etwas Wolkenhaftes und Verschwommenes vorzustellen; in ihrem Sinne gab das Amtsblatt der Kommune, das „Journal Officiel“, die Erhebung des 18. März nicht als ein Stück Klassenkampf, sondern als „Kampf der Freiheit gegen die Autorität“ aus; ihr soziales Programm erschöpfte sich in einem Schlagwort des in 100 000 Exemplaren verbreiteten Aufrufs an die Landarbeiter und Bauern: „Keine ganz Reichen und keine ganz Armen mehr!“ Das war, auf den Buchstaben genau, das rückwärtsgerichtete, kleinbürgerliche Ideal der Linken des Jahres 1793, die Lösung Robespierres und Saint-Justs und hatte mit modernem Sozialismus rein gar nichts zu tun.

Aber auch die Minderheit innerhalb der Kommune, die der sozialistischen Arbeiter-Internationale angehörte, schrieb nicht etwa die Bergeshochachtung der Produktionsmittel auf ihre Fahne. Der Aufruf der Internationale zu den Kommunewahlen sah in der Gemeindefreiheit, die für viele die Kernfrage des Ganzen war, die Bürgerschaft für eine Befreiung der Arbeiter und erhob Forderungen, die entweder wie Presse-, Vereins- und Versammlungsfreiheit, Unentgeltlichkeit des Unterrichts, Laienschule, allgemein demokratisches Gepräge trugen, oder wie die Organisation des Kredits, des Warenverkehrs und der Genossenschaft weit mehr nach Proudhon als nach Marx schmeckten. Dabei gerach es der Minderheit an der Nacht, ihr Programm gegen die oft widerstrebende oder gleichgültige Mehrheit durchzusetzen. So gewaltig sich denn die Kommune im Kampf gegen Kirche und Klerlei aufplusterte: „Wir streifen den lieben Gott!“, so bescheiden duckte sie sich mit ihren sozialen Leistungen, die zudem alle eht in das Fach des Arbeiterschutzes fielen, als das Gebiet des Sozialismus berührten. Statt des Lichtstundentages wurde gerade der Zehnstundentag durchgedrückt, die Uebernahme solcher Betriebe, die von den Unternehmern verlassen waren, durch Arbeitergenossenschaften kam über den Beschluß nicht hinaus, und wenn Fraenkel, der wirklich eine Ranze für die Interessen des Prose-

tarials brach, das übrigens in der Kommune umstrittene Verbot der Nachtarbeit in den Bäckereien die einzig wahrhaft sozialistische Maßregel der ganzen zehn Wochen nannte, sagt das genug, denn diese zahme Reform ist seitdem von sehr vielen sehr bürgerlichen Regierungen durchgeführt worden.

Auch der Einwand, daß die Kommune, alle ihre Kräfte im Kampf um ihr nacktes Dasein verzehrend, keine Zeit zu Versuchen großen Stils gehabt habe, hinkt. Denn einmal verlagte sie, da in die Leitung der Operationen zu viel unberufene Schwärmer hineinredeten, auch militärisch, und zum zweiten gingen auch jene Verwaltungszweige, die abseits der Kriegshandlungen lagen, nicht an den Umsturz des Ueberkommenen heran. Die neueste, mit dem stärksten Willen zur Unparteilichkeit geschriebene Studie über die Pariser Revolution von 1871 behandelt ihr Gerichtswesen; ihr Verfasser, Georges Laronze, findet auf Grund sorgfältiger Prüfung an Hand der Akten in der Justizreform der Kommune „nichts Sozialistisches, ja nicht einmal etwas Revolutionäres“ und vermißt auch in ihrem ganzen Werk alles, was auf den Plan einer Zukunftsgesellschaft hindeuten könnte.

In der Tat war die Kommune, weniger durch die individuelle Schuld ihrer leitenden Köpfe als wegen der historischen Unreife einer ganzen Klasse, des Proletariats, statt einer sozialistischen Revolution ein blanquistischer Putsch von gewaltigen Ausmaßen; mehr als der Arbeiter drückte ihr der wild-

gewordene Kleinbürger seinen Stempel auf, und von Bakunin, nicht von Marx stammten ihre Stichworte und Losungen.

Aber in der Geschichte wirkten Bewegungen nicht nur durch das, was sie sind, sondern auch durch das, was sie scheinen. Wie darum Fähigkeit die roten Bänglein der Bourgeoisie überzog, weil sie in Paris die kommunistischen „Teiler“ an der Arbeit wählte, so sah das Proletariat aller Länder in der Kommune einen Kampf für seine Sache; in einer Zeit, die der großen, Achtung einflößenden Arbeiterorganisationen überall entbehrte, war es den Armen und Unterdrückten ein Herzensstolz, daß in Frankreich wenigstens die Armen und Unterdrückten gegen ihre Ausbeuter und Bedränger die Waffen erhoben. So schrieb zehn Jahre nach den Ereignissen Guesdes „Egalité“, daß weniger durch sein Programm und seine Personen als durch die Hoffnungen, die es erweckt, und durch den Schrecken, den es eingejagt habe, das revolutionäre Unternehmen des 18. März 1871 seine rechte Bedeutung für die Arbeiterklasse und den Sozialismus erweise, und so hatte August Bebel nicht unrecht, wenn er noch während der Ereignisse dem teils höhennenden, teils bestürzten Reichstag ins Gesicht schleuderte, „daß der Kampf in Paris nur ein kleines Vorpostengefecht ist, und daß, ehe wenige Jahrzehnte vergehen, der Schlachtruf des Pariser Proletariats: Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Tod der Rot und dem Müßiggang! der Schlachtruf des gesamten europäischen Proletariats werden wird“.

Kommune und Kommunisten

Die Kämpfer der Kommune gehören zu jener aufopfernden Vorhut im großen Befreiungskrieg der Menschheit, auf die sich das berühmte „Und so weiter“ am Ausklang von Lenas „Müdigkeit“ erstreckt. Aber die allermeisten Führer der Bewegung von 1871 wären wohl maßlos verblüfft, wenn sie aus ihren Gräbern auferstehen könnten und vernähmen, daß Sowjetrußland nach Lenins Wort „ein Staat vom Typus der Pariser Kommune“, also die Verwirklichung ihres Freiheitsideals sei. Vielleicht würde sich dieses Staunen bei näherem Zusehen etwas legen, weil sie dann entdecken, wieviel an reinem Blanquismus, nämlich die Meinung, daß man mit einer kleinen entschlossenen Minderheit die Staatsgewalt nicht nur erobern, sondern auch auf die Dauer gegen die Mehrheit behaupten könne, im Grunde der Rostauer Heilslehre anhaftet. Wie dem aber auch sei, die Kommunisten tun allerhand, das Gedächtnis der Kommune wachzuhalten. Zum sechzigsten Jahrestag der Pariser Revolution legt die Soziologische Verlagsgesellschaft eine neue deutsche Ausgabe von Bissagarays „Der Pariser Kommune-Kaufmann“, gebunden zu dem niedrigen Preise von 2,85 M., vor; die Einleitung stammt von R. S. Wolf, der Anhang bringt Briefe von Karl und Jenny Marx über die Kommune. Bissagarays die Dinge keineswegs beschönigende Schilderung jener atemberaubenden Ereignisse wird insofern nie veralten, als er mit dabei war, hinter den Barrikaden focht und den greisen Desolezage im Feuer der Versäuer zusammenbrechen sah; der frische Hauch eigenen Erlebens weht deshalb durch seine Darstellung. Nach Stichproben zu urteilen, ist die Uebersetzung auch in erfreulichem Maße flüssiger, lebendiger und deutscher als die der Ausgabe des gleichen Wertes in der Internationalen Bibliothek. Aber wenn schon starke Kürzungen unermesslich waren, warum dann nicht durch Streichungen verbessern? Es wäre wirklich kein Schade, wenn der Leser des Jahres 1931 nichts mehr von den „Geheimnissen des Klosters Picpus“ und dem „Keller der Kirche Saint-Laurent“ erführe, die beide Ausgebirten antikerliterarischer Kolportagephantasie waren.

Auch das Werk „Pariser Kommune 1871“ mit dem Unterstit „Berichte und Dokumente von Zeitgenossen“, im Neuen Deutschen Verlag, Berlin W. 8, erschienen, enthält eine Fülle des Wissenswerten und Aufschlußreichen über die Vorgeschichte und Geschichte der Pariser Bewegung, aber mehr für den kritischen als für den voraussetzungslosen Leser. Denn leider erweist es sich als ein Schiefher, wenn der Herausgeber Dr. Hermann Dunder in diesem Buch „eine umfassende, aus den offiziellen und zeitgenössischen Berichten erarbeitete Geschichte der Pariser Kommune“ und demnach „die wohlgeleitete Ausfüllung einer bedauerlichen Lücke im marxistischen Schrifttum“ erblickt. Auf weiten Strecken handelt es sich um nicht mehr als eine Materialsammlung; Aufrufe, Proklamationen, Zeitungsartikel, Dekrete, Auszüge aus dem

„Journal Officiel“, Sitzungsberichte der Kommune, Protokolle der Pariser Sektion der Internationale, Schilderungen aus der Feder von Zeitgenossen, wie Arnould und Vallés, Betrachtungen von Marx, Engels, Mehring, Lenin, Antonow reihen sich aneinander, aber verarbeitet, verarbeitet ist all das nicht, und der verbindende Faden wirkt durchaus unzulänglich. Von den Originaldokumenten abgesehen, ist neben den eingestreuten Illustrationen und den freilich auch nicht überall zweifelsfreien Bildtafeln noch das Wertvollste ein Stadtplan von Paris aus dem Jahre 1871, in den die Barrikaden und Batterien der Kommunards eingezeichnet sind.

Schreibt dieses Werk eines anonymen Verfassers mit Recht dem Blanquismus die führende Rolle in der Kommune zu, so zeigen sich doch Ansätze zu einer Verbeulung der Tatsachen, aber wenn von den Dekreten und Programmen des Pariser Rathauses gesagt wird, sie gäben „ein Bild der gewaltigen Leistungen der Kommune“, so erteilt Wolfs Einleitung zu Bissagarays Geschichte die richtige Antwort mit der Feststellung, daß „die praktischen Maßregeln der Kommune sehr dürftig“ gewesen seien. Sie hatten zudem samt und sonders mit modernem Sozialismus nichts zu schaffen; vielmehr war, wenn Engels in Blanqui einen „Revolutionär der vorigen Generation“ sah, auch die von Blanqui Geist erfüllte Kommune eine Revolution der vorigen Generation, die dem Jahre 1793 unendlich näher stand als dem Jahre 1931. Wieso sie gleichwohl für Dunder und seine Gefinnungsfreunde ein „Grundstein für die Entwicklung des modernen Kommunismus“ und „der erste weithin leuchtende Sieg der proletarischen Diktatur und des kommunistischen Gedankens“ ist, bleibt unerfindlich, falls nicht eben doch das Blanquistische, Gewalttheorie und Gewaltpraxis, zwischen dort und hier die Brücke schlägt.

Aber die Anwendung der Gewalt ist für die französische Arbeiterklasse überaus geläufig; furchtbar zur Ader gelassen, durch die Massenerschießungen und Deportationen gelichtet, in seinem Vormarsch um Jahrzehnte zurückgeworfen, bedurfte das Proletariat fast eines Menschenalters, um wieder halbwegs ein politischer Faktor im Leben der Nation zu sein. „Die Fähigkeit, mit den Waffen umzugehen“, heißt es in dem von Dunder eingeleiteten Buch, „hat den Pariser Arbeitern den Sieg des 18. März 1871 gesichert“, ohne Zweifel, aber ebenso zweifellos die Niederlage des Mai 1871 eingetragenen. Auch wenn Marx als preisliches Ergebnis des Bürgerkrieges in Frankreich bemerkte, daß er das französische Proletariat in den Waffen geübt habe, „und das ist die beste Garantie für die Zukunft“, unterlag er einer Selbsttäuschung, denn nie mehr hat seitdem die französische Arbeiterklasse im Kampf um ihre Befreiung zur Flinte gegriffen.

Der letzte Tag Aus den nicht veröffentlichten Erinnerungen eines Kommunards

In der Nacht zum 21. Mai 1871 begann die letzte Offensive der Versäuer Truppen auf diejenigen Straßenteile von Paris, die sich nach in den Händen der Kommunards befanden — auf die profanarischen Vororte Belleville und die Hügel von Chaumon. Es war ein harter Kampf. Die Kommunards hatten keine Ausflüchte mehr zu siegen. Die hier veröffentlichte Skizze gibt ein getreues Bild der Stimmungen dieser Kommunards am letzten Tage des Kampfes. Der Verfasser ist unbekannt — aus dem Inhalt geht bloß hervor, daß er zu den Kreisen der polnischen Emigranten gehörte und sich dem Kampfe der Kommunards angeschlossen. Diese Skizze ist im Jahre 1876 für die russische Zeitschrift „Wperiod“ (Vorwärts) niedergeschrieben worden, die in London von P. Sawrow, einem Mitgliede der Ersten Internationale und einem guten Bekannten von Marx und Engels, redigiert wurde. Dieser Artikel ist seinerzeit aus unbekanntem Gründen nicht erschienen und wird jetzt zum erstenmal veröffentlicht. Das Original befindet sich im Berliner Archiv der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands.

Schwarze, stockfinstere Straßen; schmutzige Bürgersteige; der Himmel durch eine undurchdringliche Finsternis verdeckt; Regenschauer und kalter, scharfer Wind. Die Laternen verbreiten ein schwaches Licht. . . Drückendes Schweigen herrscht in dem Vorort Belleville; die dumpfen Töne der Pauken und das Klirrgeläut durchdringen diese für Paris so unnatürliche Stille. Ich erinnere mich . . . ich erinnere mich mit furchtbarer Klarheit aller Einzelheiten dieses Tages.

Es war vor fünf Jahren. Fern von meiner „Heimat“. Ich — ein Flüchtling — kämpfte für die „Freiheit“ eines fremden Volkes! Ist das aber von Bedeutung?

Mein Feind ist dort wie hier — derselbe . . . der gehasste Feind des Proletariats! Die Gruppen der Nationalgarde stehen unbeweglich im Regen, von der Finsternis der einbrechenden Nacht umhüllt . . . es leuchten die Bajonette. Wer wird siegen?

Mir war es klar. Ich untersuchte mein Gewehr, lud meinen „Lebome“-Revolver, brachte meine Patronenstöße in Ordnung und verließ meinen Unterschlupf, um nie mehr dorthin zurückzukehren. Ich stieg die schmutzige Treppe hinab und befand mich bald in einer Nebengasse. Zwei Reihen hoher düsterer Häuser, die das schmale Gäßchen einrahmten, mit langen Fensterreihen, mit Dachern, die das letzte winzige Stückchen des unfreundlichen Himmels verdeckten — so sah das Gäßchen — Quelle Saulnier — aus; die Sonne blühte nie zu uns hinein — hier haufte der Proletarier von Paris.

Aus den Fenstern blickt unter den Dachern steten Frauen und Kinder ihre Köpfe hinaus — die Armen!

Eine furchtbare Stille herrschte in der Gasse.

Am Ausgang der Gasse war eine Barrikade: das umgekippte Gestell einer alten Postkutsche, halbzerrissene Fässer, Reste von Möbeln, ein Haufen Steine und Schmutz . . . und dieses alles war bloß mit einigen schmutzigen, alten Matratzen bedeckt. Ganz oben auf wehte ein rotes Banner; der Wind ließ dieses durchdringende Banner des aufständischen Volkes. . . Hinter der Barrikade standen Menschen . . . ich blieb auch stehen.

„Wer da?“ wurde ich gefragt.

„Ein Kämpfer der Kommune“, antwortete ich.

Meine Genossen waren Arbeiter; ich merkte es sofort an den stolzen Zügen ihrer strengen Gesichter, an den Muskeln ihrer kräftigen Arbeitshände.

Berlin sendet:

Erziehung zum Rundfunkhören

Die Deutsche Welle brachte einen Vortrag von Alfred Hatau: „Dringliche Worte an den werktätigen Hörer“. Es ging um grundsätzliche Fragen des Radiohörens überhaupt; deshalb scheint es geboten, besonders ausführlich auf diese Darlegungen einzugehen.

Unsere lärmende Zeit hat bereits, ehe der Lautsprecher zur Herrschaft kam, unser Gehör abgestumpft. Lärm und Worte, Geräusch und Musik können an unserem Ohr vorbeigleiten, ohne an unser Bewußtsein zu dringen. Wir spüren die Wirkung dieses von Unruhe erfüllten Lebens nur an dem immer stärkeren Anwachsen der Nervosität, die heute schon die Kinder heimsucht. Dem nervösen Menschen fällt die Konzentration des Geistes schwer, besonders nach anstrengender Tagesarbeit. Er will sich am Abend unterhalten. Deshalb schaltet er, wenn er zu Hause ist, den Lautsprecher ein. Der bleibt dann im Betrieb, ob man Abendbrot isst oder Zeitung liest oder sich mit der Familie unterhält. Am wenigsten störend wirkt bei allen diesen Berrichtungen Unterhaltungsmusik, da sie keine Forderung an den Geist stellt. Wenn die Hörer, die sie als Hauptbestandteil des Funkprogramms wünschen, wirklich ihre Aufmerksamkeit auf diese Musik richten würden, so würden sie sich bei den allzuoft gehörten, häufig sehr banalen Melodien sehr bald entsehrlich langweilen.

So aber läßt man sich, im wörtlichen Sinne, von diesen Klängen nur „zerstreuen“. Man verliert dabei von Tag zu Tag mehr die Fähigkeit zur Konzentration. Alfred Hatau betonte deshalb sehr richtig in seinem Vortrag, daß die meisten Menschen erst zu Rundfunkhörern erzogen werden müssen, das heißt zur geistigen Aufnahme dessen, was die Schallwellen aus Lautsprecher oder Kopfhörer an ihre Ohren tragen.

Die erste und wichtigste Mahnung an alle Rundfunkhörer heißt:

Wenn die die Klänge oder Worte, die aus dem Apparat strömen, nichts zu sagen haben, so schalte ihn aus.

Der Hörer dient sich und seinen Mitmenschen, wenn er sinnlose Geräusche vermeidet, und er schafft sich durch eine vernünftige Auswahl der Programmdarbietungen einen Genuß am Rundfunk, den er bei seinem gleichgültigen Dauerempfang nie haben konnte.

Der Rundfunk ist heute keine technische Spielerei mehr; er ist eine geistige Kraft. Doch sie noch oft nicht recht fühlbar wird, ist zum großen Teil Schuld der Hörer, deren geistige Trägheit die Funkprogramme am liebsten auf dem primitivsten Unterhaltungsniveau festhalten möchte. Natürlich braucht der arbeitsmüde Mensch abends Entspannung, die ihm zum Teil durch leichte Musik werden kann. Aber nur zum Teil; eine stärkere und nachhaltigere Erholung vermag oft gerade aus geistiger Beschäftigung zu strömen, die ein Ausgleich zu der immer ungeistiger werdenden Tagesarbeit ist. Nicht einer oberflächlichen sogenannten „Bildung“ freilich darf diese Beschäftigung dienen, sondern sie muß sich um eine sinnvolle Vertiefung und Bereicherung von Kenntnissen und Erkenntnissen mühen.

Der Rundfunk gibt die Möglichkeit dazu. Alfred Hatau ermahnte den Hörer:

Suche dir aus dem Wochenprogramm die Veranstaltungen und Vorträge heraus, die du abhören willst.

Er empfiehlt, es gleich für die ganze Woche im Voraus zu tun, um unter Umständen für einzelne Veranstaltungen bereits vorhandenes Wissen auszufrischen oder zu vertiefen. Wer sich so sein Rundfunkprogramm zusammenstellt, erwartet die einzelnen Darbietungen mit freudiger Spannung; er ist bereit, sich auf sie zu konzentrieren.

Läßt sich diese Arbeit im Arbeiterhaushalt, wo die ganze Familie mit ihren häuslichen Berrichtungen meist in einem Raum vereint ist, aber stets ausführen? Es ist selten vorzusehen, daß

Es regnete unaufröhlich. Die Nacht brach ein. In der Dunkelheit waren kaum die einzelnen Silhouetten der Menschen an der Barrikade zu sehen.

Wir standen schweigend und blickten trampfhaft in die undurchdringliche Finsternis. . . wir wußten, wir wußten es allzudeutlich, daß wir nichts mehr zu hoffen hatten!

Woran dachten wir in diesen endlosen Minuten?

An alles: in meinem erlöschten Kopfe wechselten schnell die Gedanken; eine Erinnerung jagte die andere; ich rief in meiner Erinnerung den großen Tag des 28. März zurück — die feierliche Proklamierung der Pariser Kommune; Artillerie böllerte an den Ufern der Seine und begründete den Sieg des Volkes. Hinter den Pariser Kanonen dachten Menschenmengen, es ertönten laute Freudenrufe „Es lebe die Kommune!“ O, wie naiv war ich damals, als ich glaubte, daß alle Leiden zu Ende sind, daß der große Tag der Befreiung endlich angebrochen sei. Ein Gedanke folgte dem anderen, eine Erinnerung jagte die andere. . . und in dieser Zeit hörten wir das Geknatter der Gewehre — unsere Genossen wurden erschossen!

Plötzlich erschien aus der Nebenstraße eine Kolonne Soldaten, es ertönte eine Salve, die Kugeln flogen die Gasse entlang. Wir glichen und schossen. Das dauerte eine Weile. . . Dann drückten wir einander die Hände und warteten auf den Sturm. Wir hatten keine Patronen mehr. . .

„Rebellen, ergabt euch!“ rief uns der Offizier zu.

Wir sahen uns an. . . und jeder erkannte in den strengen Zügen der Genossen, daß es unter uns keinen einzigen gab, der bereit war, sich lebend zu ergeben.

Wir waren nicht mehr als 20 Mann.

„Ergabt euch!“ wiederholte der Offizier.

„Nie!“

„Schließen!“

Im düsteren Gähnen wurde es für einen Augenblick hell. Das Echo wiederholte die Salve. . . Dann. . . was geschah später? . . . Daran erinnere ich mich nicht mehr.

Die Soldaten zerstörten die Barrikaden, erstiegen die Berwundeten mit ihren Bajonetten; ich lag unter den Trümmern der Barrikade, mir schwindelte, ich war verwundet und verlor das Bewußtsein.

Der Feind trat die Leichen meiner Genossen mit Füßen. Es wurde ganz still. Dann fühlte ich, wie ich aufgehoben wurde. . . Zur Besinnung kam ich erst unterwegs. . . im Krankenwagen. Ich lag auf einem Haufen von Menschenkörpern, die in den Wagen hineingeworfen waren.

Ich wurde nicht lebend begraben, wie es mit Hunderten der Kommunisten geschah; ich wurde auch nicht nach der Verwundung erschossen, wie zahlreiche meiner Genossen, nein! Nur einem Zufall — denn in dieser furchtbaren Zeit konnte nur ein Zufall ein Menschenleben retten — verdanke ich mein Leben.

Gerechtes? Ich wurde vor das Kriegsgericht unserer Mörder gestellt und zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. . .

alle Familienmitglieder dem Thema eines Vortrages das gleiche Interesse entgegenbringen. Hier gibt es nur einen Ausweg für den Hörer: die Rückkehr zum Kopfhörer. Hinter seinen Röhren versteht die Sprache und Geräusch der Umwelt zwar nicht völlig, aber doch soweit, daß bei ernstem Willen dazu eine Konzentration auf die Funkdarbietung möglich ist.

Mühsamer freilich läßt sich dieses konzentrierte Hören in einer gleichgestimmten Gemeinschaft erreichen, und

der werktätige Hörer sollte danach streben, wichtige Funkdarbietungen im Kreise einer Hörergemeinschaft zu empfangen.

Solche Gemeinschaft kann bereits die Familie bilden oder auch ein Freundeskreis. Der Arbeiter-Radiobund ist dazu übergegangen, Abhörabende für wichtige Vorträge und Darbietungen zu veranstalten. Im verdunkelten Raum kann sich hier der Geist ganz auf das Wort einstellen. Wenn es nötig erscheint, wird der Veranstaltung eine kurze erläuternde Einführung vorausgeschickt. An die Funkdarbietung schließt sich eine Aussprache an.

Alfred Hatau sprach den Wunsch aus, daß solche Abhörstunden möglichst zahlreich von den verschiedensten Organisa-

Ein Gruß der walisischen Jugend

Der 18. Mai ist in den angelsächsischen und einigen anderen Ländern zu einem Friedensfeiertag der Jugend (Goodwill Day) geworden, seitdem sich angesehenen Erziehungsorganisationen für ihn in diesem Sinne eingesetzt haben. Es ist der Erinnerungstag der ersten Haager Friedenskonferenz von 1899, auf der sich die deutsche Delegation den traurigen Ruhm eines energischen Protestes gegen jeden Abrüstungsversuch erwarb.

Am 18. Mai übermittelte der britische Sender seit einigen Jahren, jetzt zum zehntenmal, eine sympathisch und eindringlich gehaltene Botschaft der Jugend von Wales an die Jugend aller Länder. In allen walisischen Schulen wird der Text der Botschaft ausführlich behandelt, auch die Elternschaft wird für sie gewonnen. Der Anreger zu dieser lebenswürdigen Geste war die Wälfersbildungsliga von Wales. Mag ihr politischer Einfluß nicht sehr weitgehend sein, ihr Einfluß auf Gesinnung und Denkrichtung ist zweifellos bedeutsam. Hier ist der Text des diesjährigen Grußes, der die Gestalt Ransens, des Förderers der Wälfersbestrebungen, des Helfers der Hungerleidenden in Rußland und China, des mühsigen Pioniers der Forschung, in den Mittelpunkt stellt:

„Wir Jungens und Mädchen von Wales grüßen euch auch in diesem Jahre von ganzem Herzen, ihr Knaben und Mädchen von Europa, Asien, Afrika, Amerika und von den großen Ländern der

tionen und Verbänden geschaffen werden, da sie nicht nur für den einzelnen Hörer einen unmittelbaren Genuß bedeuten, sondern auch die Möglichkeit zu fruchtbarer Kritik am Rundfunk geben. Die Eindrücke einer größeren Gemeinschaft über eine Darbietung lassen sich an solchen Hörabenden doch immer soweit klären, daß ein für den Sender brauchbares Gesamturteil zustande kommt. Das aber trägt dann wieder dazu bei, künftige Programme zu vervollkommen.

Dieses Gemeinschaftshören kann sich naturgemäß immer nur auf Spitzenleistungen des Programms erstrecken; der Einzelhörer am Radioapparat wird die Regel bleiben. Deshalb ist die Selbst-erziehung zum richtigen Funkhören die wichtigste Aufgabe jedes Funkteilnehmers, der vom Radio verlangt, daß es ihm mehr ist als nur ein mechanischer Sprechapparat. Ihn als solchen anzusehen, heißt aber das größte Wunder unserer Zeit entwerfen. Im Rundfunk hat sich zum erstenmal allen Menschen deutlich sichtbar aus der technischen Grundlage eine geistige Macht entfaltet; die Technik, heute so oft mindestens scheinbar eine Kraft, die sich die Menschen unterwirft, ist hier nur noch ihr bescheidener Diener. Die drahtlose Welle, die heute die ganze Welt umspannt, bietet das Mittel, diese ganze Welt ihrem Geist zu erobern. Es ist Sache jedes einzelnen Hörers, daran mitzuarbeiten, daß wir uns dieses Geistes einst nicht zu schämen haben. Tes.

Säbsee. Heute, am Tage des guten Willens 1931, gedenken wir im Wales im besonderen des Wertes von Dr. Fridtjof Nansen, der ein Freund aller Völker war und ein Held aller Kinder ist. Wir glauben, wie Dr. Nansen es glaubte, daß stetige freundschaftliche Gesinnung zwischen den Völkern der ganzen Welt Frieden bedeutet. Auch wir wollen mithelfen, die Welt für den Frieden zu gewinnen. Wir freuen uns der bisher errungenen Fortschritte und geloben, gemeinsam mit euch, auch in Zukunft alle unsere Kräfte daran zu setzen, noch größere Erfolge zu erzielen.“

Die einlaufenden Antworten werden den walisischen Kindern dann bekanntgegeben. Es wäre erfreulich, wenn sich die Zahl der deutschen Erwiderungen, die schon im Vorjahre beträchtlich war, weiter mehren würde. Wie wäre es, wenn Kinderfreunde, Rote Falken und S.W.Z. diese internationale Verbindung mit aufnehmen? Man schreibt an die League of Nations Union, 10, Museum Place, Cardiff, Wales.

Wie gesagt, Deutschland ist mehr und mehr aufmerksam auf diese jährliche Rundgebung geworden, besonders nachdem 1926 Unterrichtsminister Beck er persönlich mit einem Telegramm nach Wales geantwortet hat. Aber eine Instanz nimmt noch sehr wenig Notiz von der Sache: unsere deutschen Sender. Seit Jahren schon wird der Gruß von französischen, schweizerischen, überseeischen Sendern weitergeleitet oder überfetzt. In Deutschland sieht man noch keine Veranlassung dazu, wie ich durch persönliche Anfrage in Berlin feststellen konnte. Hoffentlich notiert sich der Deutschlandsender die Angelegenheit wenigstens für das nächste Jahr vor! Alfred Ehrentreich.

WAS DER TAG BRINGT

ERZÄHLT VON YORICK

Zwischen Müncheberg und Neuendorf.

Am Rande der Landstraße zwischen Müncheberg und Neuendorf lag ein Handwerksbursche und verzehrte sein lauer erdichtetes Frühstück. Er hatte sich, um die Gemütsruhe dieses Beginns soweit zu erhöhen, als es die wenig komfortable Umgebung irgend zuließ, sogar eine Rückenflüge gesucht: nämlich den Grenzstein, der das Ende der Müncheberger und den Beginn der Neuendorfer Feldmark bezeichnet. Es schmeckte ihm ganz gut, der Lehnstuhl war ein bißchen hart, aber besser als gar keiner, die Sonne schien lieblich, es lag kein Grund vor, sich zu beunruhigen oder irgendwo Komplikationen zu wittern — da sank der Handwerksbursche plötzlich hintenüber, die Stulle entfiel seinen Händen, er lag wie tot.

Sowohl von der Müncheberger als auch von der Neuendorfer Seite waren Feldarbeiter herzugelaufen, die den Mann aufhoben und ihn, da er kein Lebenszeichen gab, einstimmen und bis zur Ankunft eines Arztes in ein zur Aufbahrung Later bestimmtes Zimmer einer nahen Heilanstalt brachten. Von hier aus benachrichtigte man die Polizei: ein toter Handwerksbursche sei aufgefunden worden; und während man den Verdarmen erwartete, besprach man den traurigen Fall; so lange, bis ein Müncheberger bescheiden anfragte, wann und wo die Neuendorfer den Toten denn zu beerdigen gedächten?

Die Neuendorfer? Wieso die Neuendorfer? Die wehrten sich energisch. Der Mann sei aus Müncheberg gekommen, also in Müncheberg zu beerdigen.

Widerpruch der Müncheberger. Der Mann habe tot vor dem Grenzstein gelegen, aber mit dem Kopf auf Neuendorfer Feldflur; und der Kopf repräsentiere den Menschen, dagegen könnten die Neuendorfer doch wohl nichts einwenden.

Oho auf der anderen Seite. Der Mann hätte mit den Beinen auf Müncheberger Mark gelegen. Also sei er von Müncheberger Gebiet aus umgestürzt, also eben auf Müncheberger Gebiet.

Tja, wenn er da gestanden hätte! Aber er hatte ja nicht gestanden, er hatte geoffen.

Hier drohte es zu tödlichen Auseinandersetzungen zu kommen; über der rechtlichen Frage war ihr Berufssache selbst vollkommen vergessen worden. Und war, vermutlich von dem erheblichen Lärm, im Rücken der Streitenden und ungeschrien von ihnen aufgewacht.

Gerade war er einigermaßen wieder zu sich gekommen, da machte ein ganz Schlauer folgenden Vorschlag zur Schlichtung des Streites:

„Wenn er aber an dem Feldstein geoffen hat, dann hat er eben mit der einen Seite auf Müncheberger Gebiet und mit der anderen auf Neuendorfer Feldmark geoffen. Und denn ist es ja wohl das Beste, wenn ihr Müncheberger seine rechte Seite beerdigt, und wir Neuendorfer —“

Hier kam der Sprecher nicht weiter. Mit einem entsetzten Ausschrei jagte der Handwerksbursche durch die Gruppe der Streitenden ins Freie, im Gesicht die gräßliche Angst vor dem Halbierwerden —

ließ quersfeldein und ward nie mehr gesehen.

Käuze.

1. In England starb eine Miß Smith. Hochbetagt. Unvermählt. Sieben Käuze. Zwölftausend Pfund Sterling.

Sie hinterließ testamentarisch die zwölftausend Pfund — den sieben Käuze. Um diese ihre Lieblinge zu pflegen und zu erhalten.

Aber: aber unter einer Bedingung. Daß keine dieser sieben Käuze sich je mit einem Käuzer einließe. So wenig Miß Smith sich je mit einem Käuzer eingelassen hätte. Sollte dennoch: so muß die betreffende nachsichtslos erfaßt werden; und geht demnach automatisch ihres Anteils an den zwölftausend Pfund verlustig.

Wie die modernen, unromantischen Käuze schon sind: keine von ihnen wird um eines lächerlichen Katers willen ein paar tausend Pfund verlieren wollen. . .

2. In Tibet regiert der Dalai Lama. Als geistlicher und weltlicher Herrscher. Der hat sich sehr, wie sich das für einen solchen Herrscher gehört, ein Auto gekauft. Rolfs Range natürlich, jüngste Linie.

Der Dalai Lama hat also sein Auto und könnte damit fahren; man bloß: sein Land Tibet hat keine autogeeigneten Fahrstraßen. Wenigstens gerade da nicht, wohin der Dalai Lama mit seinem Rolfs Range möchte. Was tun? Soll man, nun man ein Auto hat, bei der altgewohnten, von vier Kulis getragenen Sänfte bleiben?

Mitnichten. Sondern es wurden dreißig Kulis bereitgestellt. Um das Auto — zu tragen. . .

Taxametermorität.

Wenn ich dichten könnte, richtige Verse dichten, so sich hinten reimen; dann würde ich aus dieser Geschichte eine Morität machen, eine richtige Morität von der Liebe mit erschütterlichem Ausgang und moralischer Ruchanwendung, zu singen nach der schönen Melodie: „Sobinchen war ein Frauenzimmer“. Indessen muß ich in den Grenzen meiner Begabung bleiben und lediglich einen Bericht verfassen, indem ich den Stoff selbst berufsmäßigen Moritätendichtern gern zur Verfügung stelle.

Was also das zu besingende Paar betrifft, so handelte es sich nicht um Sobinchen und um den bösen Schuster aus Treuenbriehen, sondern um einen Fabrikanten aus Paris und seine Freundin. Die hatten sich während längerer Jahre schon oft und gern geküßt und taten das noch heute ohne jede Störung, wenn sie es nicht einmal in einem Taxi getan hätten. Ob nun der Chauffeur der Lage sich mittels des Rückspiegels allzusehr in das Tun seiner Fahrgäste vertieft hatte, oder ob nur eine ausgefeimte Niedertracht des Schicksals vorlag: jedenfalls stieß die Lage gerade während des anscheinend etwas zeltraubenden Kusses mit einer anderen Kraftdroßche zusammen. Und infolge der mit solchen Zusammenstößen verbundenen Erschütterung wurde dem Fabrikanten von seiner ihn küssenden Freundin — wie sage ich's meinem Kinde —, also in einer Morität darf man ja mit der Sprache heraus: also ihm wurde die Zungen-spiße abgebissen. Ich weiß nicht, wie somas kommen kann, aber es kam.

Es kam noch mehr. Nämlich zunächst ein mehrwöchentliches Unvermögen für den also Gebissenen, zu sprechen und mithin ge-schäftliche Verhandlungen zu führen; des weiteren ein Sprachfehler, der leider bleiben wird — hinfort wird der arme Alpaia; und schließlich ein Scheidungsprozeß. Nämlich der Fabrikant war, was sich nun nicht mehr länger verschweigen läßt, verheiratet; konnte seiner Gattin aber keine glaubhafte Erklärung für das plötzliche Fehlen seiner Zungenspiße beibringen; wurde deshalb verklagt, mußte sich von einem Facharzt sagen lassen, daß in der Junge Abdrücke von Damenzähnen gefunden worden seien, und wurde verdonnert.

Indes, es gab noch einen weiteren Prozeß. Der läuft zur Zeit noch. Er wurde angestrengt vom dem Gebissenen — nicht etwa gegen die gebissene Habende, sondern gegen den Taxameterbesitzer. Der Beklagte behauptet, daß er doch nicht für die Kuhmethoden seiner Fahrgäste verantwortlich sei. Der Kläger hält dem entgegen, daß die Verkümmelung doch nicht der an sich harmlosen Methode, sondern dem Zusammenstoß zuzuschreiben sei.

Wer hat recht? Und wo liegt die Moral? Soll man sich nicht in Taxis küssen? Oder soll man sich „so“ überhaupt nicht küssen? Oder soll es hinfort keine Rückspiegel mehr in Taxis geben?

Bitte sehr, meine Herren Moritätendichter!

„Lorbeer 06“ Bundes-Fußballmeister

Die gestrige Entscheidung im Arbeiter-Turn- und Sportbund

Die Entscheidung ist gefallen: Lorbeer 06-Hamburg hat sich gestern in Hamburg durch einen einwandfreien 4:2-Sieg über Leipzig-Pegau den stolzen Titel des Bundesfußballmeisters im Arbeiter-Turn- und Sportbund erkämpft. Vor ungefähr 22 000 Zuschauern zeigten beide Mannschaften einen Kampf, der hauptsächlich in der zweiten Halbzeit zu einem Ereignis wurde. Die Mannschaften führten ein an Abwechslung reiches Spiel vor, das in der ersten Hälfte die Leipziger und dann die Hamburger leicht überlegen sah.

Raum hatte das Spiel mit dem Anstoß der Hamburger begonnen, als der Leipziger Sturm auch schon den ersten Treffer buchen konnte. Doch war Lorbeers Hintermannschaft nicht recht bei Befinnung, als der Ball auch schon zum zweitenmal im Netz lag. Das konnte ja gut werden! Im allgemeinen gab man den Hamburgern jetzt wenig Hoffnung; nach und nach fanden sich dann aber die Einheimischen, die auch von dem nicht immer objektiven Hamburger Publikum gebührend angefeuert wurden. Häufige Fehlentscheidungen des Schiedsrichters wirkten peinlich; so wurden zwei Tore für Lorbeer unverständlichweise nicht gegeben. Erst kurz vor der Pause gelang es den Hamburgern, das Resultat auf 2:1 zu stellen.

Auch bei Beginn der zweiten Halbzeit war eine leichte Ueberlegenheit der Leipziger unverkennbar. Hauptsächlich waren es die Stürmer, die ihre Angriffe schwungvoll zu gestalten wußten. Die Lorbeer-Mannschaft gefiel sich in einer Ueberkombination, die bei der guten Hintermannschaft Pegaus wenig Gegenliebe fand. Plötzlich lief der schnelle Linksaußen Lorbeers durch. Sein scharfer Torchuß wurde wohl vom Torwart abgewehrt, doch gelang es einem nachlegenden Hamburger, den Ball zum Ausgleichstreffer einzufinden. Immer besser wurden jetzt die Angriffe Lorbeers. Die einzige Auslese waren aber nur einige Eckk, die nicht verwandelt werden

konnten. Auch Leipzigs Stürmer unternahmen einige gefährlich aussehenden Angriffe, die jedoch von der vollkommen sicher und ruhig gewordenen Hintermannschaft Lorbeers abgestoppt werden konnten. Ein Strafstoß für Lorbeer wurde vom Mittelstürmer zum Linksaußen geschickt, der sofort zur rechten Seite stante. Rechtsaußen schoß sehr gut aufs Tor, doch noch besser hielt der Torwart den Ball. Dann waren wieder die Pegauer im Angriff. Der Torwart Lorbeers rampte dem Leipziger Sturm entgegen, dessen Linksaußen schoß aufs leere Tor, doch in letzter Sekunde war der rechte Verteidiger der rettende Engel. In der 33. Minute gab es wieder eine Ecke für Lorbeer, die vom Rechtsaußen sehr gut eingegeben, vom Mittelstürmer noch besser zum dritten Tor für Lorbeer verwandelt wurde. Einige Minuten später erhielt Lorbeer wieder eine Ecke zugesprochen. Schon lag das vierte Tor in der Luft, doch konnte der Mittelstürmer den Ball nicht mehr erreichen. Dann waren es die Leipziger, die dem Lorbeer-Tor einige Besuche abstatteten, die aber keine Sympathie bei Hamburgs Hintermannschaft fanden. Schon rüsteten die Zuschauer dazu, dem neuen Bundesmeister ihre Glückwünsche darzubringen, als der Mittelstürmer eine Flanke des Linksaußen mit dem Schußpfeiff zugleich zum vierten Treffer einfinden konnte. So blieb Lorbeer mit 4:2 verdienter Sieger. Damit haben die Hamburger zum zweitenmal den Titel eines Bundesfußballmeisters errungen.

Der Berliner Sender übertrug die zweite Halbzeit des Spieles. Der Sprecher am Mikrophon, unser Arbeiterportgenosse Verbs, der Vorsitzender der Hamburger Ortsgruppe des Arbeiter-Radiobundes ist, entledigte sich seiner Aufgabe mit bemerkenswertem Geschick; selten haben wir in Berlin eine so gute, lebendige Reportage von einer sportlichen Veranstaltung gehabt.

Schluß der Frühjahrsregatten

beim Freien Seglerverband — 2. Tag der Gruppe West

Nach der Gewitterwettersahrt am Himmelfahrtstage war wenigstens der letzte Wettfahrttag der Gruppe West-Berlin im Freien Seglerverband am gestrigen Sonntag auf der Unterhavel vom Wetter begünstigt, trotzdem die Wettermacher ja anders prophezeit hatten. Es war den Seglern zu gönnen: herrlicher Sonnenschein mit hochsommerlicher Wärme. Ein Wetter, das aus den Seglern braungebrannte „Seebären“ machte. Leider ließ der Wind, der zum Anfang der Wettfahrt gut durchsand, gegen Mittag etwas nach, teilweise in Flaute ausartend. Bei einer Windstärke von 2 bis 3 Sekundenmetern schaltete er von Südost nach Südwest. Die Wettfahrt begann mit einem Kreuzgang bis zum Großen Fenster, wo die Boote, je nach dem Schrägen des Windes, die Ralberwerder-Boje mit kurzen Kreuzschlägen gut anliegen konnten, oder lange Kreuzschläge einlegen mußten. Die kleinen Boote rundeten die Große-Fenster-Boje, um dann zurück zu fahren. Von den 89 gemeldeten Booten starteten diesmal nur 59 Boote.

Da ein Teil der Boote durch die erlittenen Havarien am Himmelfahrtstage nicht regattafähig wurden.

Die Sonderklasse „Angela“ führte gleich nach dem Start in der ersten Klasse. Der 30-Quadratmeter-Kreuzer „Friedel“ holte aber gut auf, so daß die Boote abwechselnd in Führung lagen, um in Sekundenabständen die Bojen zu runden. Mit nur 3 Sekunden Abstand gelang es „Friedel“, die „Angela“ in der Zeit von 2:29:32 Stunden zu schlagen. In der zweiten Klasse wurde der Kreuzer „Carmen“ als Alleingänger Sieger der Klasse, da die beiden anderen Boote nicht starteten. Das richtige Wetter und wohl auch die richtigen Brisen fand der Kreuzer „Klabautermann“ der dritten Klasse. Mit 2 und 4 Minuten Vorsprung an der Ralberwerder- und Großen-Fenster-Boje, vor dem 35-Quadratmeter-Rationalen-Kreuzer „Bris“ führend, holte er bis zur Ziellinie einen Zeitabstand von 15:17 Minuten heraus; er wurde gleichzeitig schnellstes Boot der großen Bahn mit 2:27:03 gefegelter und 2:22:01 berechneter Zeit. Nur 1:49 Minuten länger benötigte „Bibelle“ als Sieger in der 30-Quadratmeter-Kennjollen-Klasse, da „Thetis“ ausgab und „Möhren“ nicht startete. „Pipifag“ in der fünften Klasse trat auch diesmal nicht an, so daß „Bibelle II“ sich kampflos den Preis holen konnte. Gut starteten auch wieder die 15- und 20-Quadratmeter-Jollentkreuzer. „Kama-Dulu“ legte los und führte das Feld bis zur Ziellinie in 2:51:09 Stunden. An der Großen-Fenster-Boje hatten sich bereits „Min-Ruh“ und „Traum“ für den zweiten und dritten Platz klar gefegelt, jedoch betrug der Abstand zwischen den Bojen 10:49 und 18:46 Minuten hinter „Kama-Dulu“. „Amigo“ und „Ami“ übernahmen wieder die Führung in der 15-Quadratmeter-Jollentkreuzer-Klasse und behielten sie bis zur Ziellinie bei. Allerdings gelang es „Amigo“, nicht bedrängt, „Ami“ in der Ziellinie nur um 2 Sekunden zu schlagen. Eine neue Eigenschaft zeigte „Kühleborn“ in der 20-Quadratmeter-Kennjollen-Klasse, sich diesmal auch als ausgesprochenes Leichtwetterboot entpennend. Bereits auf dem Wege zur Ralberwerder-Boje hatte er sich von „Aegler“, dem Sieger der vorigen Wettfahrt, freigelegt und führte bereits beim Runden der Boje mit elf Minuten Vorsprung vor „Aegler“. Dahinter kamen: „Luise“, „Fischbuchs“, „Immi“ und „Hilus III“. „Aegler“ rückte bis zur Ziellinie wieder auf und kam nur 46 Sekunden hinter „Kühleborn“ ein, der 2:47:01 Stunden benötigte. Gegenüber „Luise“ baute „Aegler“ das Begerecht nicht gehalten und wurde distanziert. Auf den zweiten bis vierten Platz kamen daher: „Luise“, „Glückstind“ und „Fischbuchs“. In der 15-Quadratmeter-Kennjollen-Klasse führte kurz nach dem Start „Satan“, „Hiawatha“ und „Havellschwalbe“. Die Ralberwerder-Boje wurde in der Reihenfolge von „Satan“, „Havellschwalbe“, „Fridolin“ und „Hiawatha“ gerundet, und damit standen die ersten drei Boote in der gleichen Reihenfolge für die Preise fest. „Satan“ benötigte 2:45:07 Stunden. Im Abstand von 5 Sekunden folgte „Havellschwalbe“ und in weiteren zwanzig Sekunden „Fridolin“. Ueberaus spannende Kämpfe gab es in der 15-Quadratmeter-Wanderjollen-Klasse, die wieder ein gutes Storbild boten und in Sekundenabständen über die Startlinie gingen. Bis zur Ralberwerder-Boje teilte sich das 13 Boote starke Feld in drei Gruppen unter Führung von „Freiheit IV“, „Ronchi“ und „Greif“ in der ersten und „Fridolin“, „Trabant“, „Aitrau“ und „Käp'n“ in der zweiten Gruppe. „Freiheit“ segelte bis zur Ralberwerder-Boje einen Vorsprung von 4:4 Minuten vor „Ronchi“ heraus, dahinter „Trabant“, „Aitrau“ und „Fridolin“. Bereits an der Großen-Fenster-Boje rundeten Bord an Bord „Freiheit IV“ und „Ronchi“ gleichzeitig die Boje.

Nun begann ein erbitterter Bord-an-Bord-Kampf mit abwechselnder Führung, wobei Steuer- und Vorschiffleute das Beste hergaben.

Kurz vor der Ziellinie gelang es „Ronchi“, seinem Gegner über die Segel zu laufen. „Freiheit IV“ parierte nicht darauf und wurde mit nur 2 Sekunden Abstand auf den zweiten Platz verwiesen. „Ronchi“ segelte das Feld der 15-Quadratmeter-Kennjollen um 3:14 Minuten und das Feld der 20-Quadratmeter-Kennjollen um



Der Ausschuss!

Das ist der hochwohlwollende Regattausschuss, der sich nie irrt und gegen dessen Entscheidungen niemand „Protest“ einlegt.

5:8 Minuten aus. Auf den dritten und vierten Platz kamen „Trabant“ und „Aitrau“. „Fridolin“ mußte wegen Behinderung von „Sweetheart“ distanzieren werden, und dafür kam „Greif“ auf den fünften Platz.

Schnellstes Bot der kleinen Bahn wurde wieder „Froh-Fahrt“ in der 10-Quadratmeter-Kennjollen-Klasse mit 2:13:09 Stunden, damit auch Preisträger seiner Klasse vor „Maja“ mit 25:20 Minuten Abstand. „Wippert“ in der zweiten Ausgleichsklasse holte sich den Preis, da „Taisun“ ausgab und „Jens“ durch Segelreparatur nicht starten konnte. „Kismet“ erledigte sich den Preis in der Ausgleichskreuzer-Klasse. Dem Felde voran lagen „Froh-Rin“ und „Tutti“ in der 15. Klasse der Ausgleichsjollen, in der gleichen Reihenfolge die Ziellinie passierend und damit Preisträger der Klasse werdend. Ruhelos holte sich „Boreas“ den Preis in der 16. Klasse, da die Konkurrenz nicht startete. Die 17. Klasse fiel ganz aus, und in der 18. Klasse teilten sich „Schwalbe“ und „Persönlich“ die Preise, da die anderen gemeldeten Boote nicht starteten. Dabei eine Frage: Warum der große Startausfall bei den Ausgleichsjollen? Somit sind die Frühjahrsregatten beider Gruppen beendet.

Vorzüglich klappte der Dienst der Motorboote an den Bojen und bei der Wettfahrtbegleitung.

Unermüdet waren die Eigner am vorigen Donnerstag bei der Bergung der vielen getenterten Boote. Ein gutes Einverständnis beider Kategorien: Segler und Motorbooter. Nach einem Blauderhändchen im schönen Klubhelm des Seglervereins Stöhensee machten die Motorboote klar, um die Wettfahrtsboote wieder nach ihren Heimatshäfen abzuschleppen. „Gode Wind Khol“ hinüber und herüber, das waren die Abschieds- und Schlussworte der Frühjahrsregatten! W. T.

Resultat der Segelregatta

- 1. Klasse, Kreuzer: „Friedel“ 2:29:32. — 2. Klasse, Kreuzer: „Carmen“ 2:50. — 3. Klasse, Kreuzer: „Klabautermann“ 2:52:01. — 4. Klasse, 20-Quadratmeter-Kennjollen: „Bibelle“ 2:55:52. — 5. Klasse, Jollentkreuzer: „Bibelle II“ 3:18:09. — 6. Klasse, 20-Quadratmeter-Jollentkreuzer: „Kama-Dulu“ 3:51:09. — 7. Klasse, 15-Quadratmeter-Jollentkreuzer: „Amigo“ 3:10:45. — 8. Klasse, 20-Quadratmeter-Kennjollen: „Kühleborn“ 2:47:01. — 9. Klasse, 15-Quadratmeter-Kennjollen: „Satan“ 2:45:07. — 10. Klasse, 15-Quadratmeter-Wanderjollen: „Ronchi“ 2:41:53. — 11. Klasse, 10-Quadratmeter-Kennjollen: „Froh-Rohr“ 2:13:09. — 12. Klasse, Ausgleichskreuzer: „Wippert“ 2:10:51. — 13. Klasse, Ausgleichskreuzer: „Kismet“ 2:02:25. — 14. Klasse, Ausgleichskreuzer: „Froh-Rin“ 2:43:57. — 15. Klasse, Ausgleichskreuzer: „Boreas“ 2:11:26. — 16. Klasse, Ausgleichskreuzer: „Schwalbe“ 2:28:41.

Arbeiter-Sportfeste

Moabit und Neukölln eröffnen!

Fast zu gutes Sportfestwetter hatte der S. B. Moabit bei seinem Anparteln am Sonntag. Bei der sonst regen Beteiligung der Mitgliedschaft waren einzelne Konkurrenznen nur schwach besetzt, da nicht jeder die glühende Sonne Stundenlang ertragen konnte. Doch bekamen die Zuschauer auf dem Sportplatz Tiergarten auch wirkliche Kämpfe zu sehen; jeder gab sein Bestes, um nicht hinter seinen Vereinsgenossen zurückzulassen.

Das Programm begann mit den Wehrtämpfen; dann wechselten Einzel- und Mannschaftskämpfe der Kinder, Jugendlichen, der Männer und Frauen in schneller Folge ab. Interessant war vor allem das Weitspringen und Diskuswerfen der Männer, wobei eine Weite von 5,80 Meter bzw. 28,03 Meter erreicht wurde, und die 4x100-Meter-Staffette der Männer mit der schnellsten Zeit von 47,3 Sekunden. 100 Meter wurden in 11,9 durchlaufen. Der Höhepunkt des Tages war das Fußballspiel zweier Männermannschaften, das unter großer Anteilnahme der Zuschauer und mit besonderem Eifer der Teilnehmer durchgeführt wurde. Die schnellere Mannschaft siegte hier 8:0.

Eine sehr wirkungsvolle Veranstaltung wickelte gestern der Arbeiter-Sport-Berein Neukölln im Neuköllner Sportpark ab. Um 15 Uhr marschierten etwa 100 Sportler und Sportlerinnen zur gemeinsamen Gymnastik auf, wobei die Kapelle der S. B. Neukölln wesentlich zum Gelingen des Festes beitrug. Die kleine Kampfbahn war von ungefähr 2000 Zuschauern umfümt, die aufmerksam die Kämpfe verfolgten. Zunächst absolvierten alle Klassen der Teilnehmer Wehrtämpfe. Ab dann folgten 4x100-Meter-Staffetten für die nötige Sportstimmung; Auscheidungskämpfe für die Jugend über 200 Meter und für die Männer über 300 Meter folgten. Hierbei gab es bei vielen Anfängern schon recht achtbare Zeiten. Als Bestleistungen seien erwähnt: 100 Meter, Röhne 11,8 Sek., Weitsprung 5,60 Meter; Kugelstoßen, Oswald 9,35 Meter; Stosel 9,30 Meter; ältere Sportler: Hoppe, 100 Meter 12,8 Sek.; 100 Meter, Jugend: Wolpe 12,3; Stewert 12,4 Sek.; Hochsprung, Jugend: Stewert 1,52 Meter. Die Veranstaltung stand im Zeichen der Olympiade. Ergebnisse der Wehrtämpfe:

- Männer: 1. Röhne, 3. 207,3 Punkte; 2. Stefan 203,3 Punkte; 3. Hoppe 190,3 Punkte. — Junghäuten: 1. Hoppe 238,1 Punkte; 2. Werten, 2. 227,1 Punkte; 3. Janner 215,99 Punkte. — Frauen: 1. Hoppe 206 Punkte; 2. Röh 160,91 Punkte; 3. Beride 155,45 Punkte. — Jugend: 1. Stewert 213,88 Punkte; 2. Dauter 209,44 Punkte; 3. Stewert 187,86 Punkte. — Knaben: 1. Schulze 138,26 Punkte; 2. Berthahn 143,20 Punkte; 3. Berthner 138,85 Punkte. — Mädchen: 1. Ocker 130,55 Punkte; 2. Stech 119,28 Punkte; 3. Stüb 98,90 Punkte.

Hertha BSC., Fürth 3:1

Keilerei beim Fußballspiel

Das gestrige Zwischenrundenpiel um die bürgerliche Fußballmeisterschaft zwischen Hertha BSC. und Spielvereinigung Fürth endete mit einem Sieg der Berliner. Hertha war während des ganzen Spieles leicht überlegen. In der Hauptsache waren es Sobek und Lehmann, die ihrem Verein den Sieg schafften. Aber auch der Torwart gab alles her. Hertha BSC. hat damit seine schwerste Klippe, die ihr auf dem Wege zur Meisterschaft entgegenstand, überwunden. Leider gab es beim Spiel wieder eine Keilerei.

Wer noch nicht wußte, in welcher Richtung sich die Werbestraft des bürgerlichen Fußballsports entfaltet, der mußte es bei dem gestrigen Meisterschaftsspiel im Poststadion gewahr werden. Das Spiel artete alsbald in die beim bürgerlichen Fußball beinahe obligaten Rohheiten aus, die nur dadurch zu erklären sind, daß den Beteiligten der Begriff des Spieles, der Freude an der Bewegung und an der Entfaltung der Geschicklichkeit längst abhanden gekommen zu sein scheint, daß vielmehr das ungewöhnliche Gewinnen wollen in ein verkrampftes Gewinnen müssen verlehrt worden ist, weil der ganze „Betrieb“ von dem überwiegenden Interesse der Manager beherrscht wird: how to make money, d. h. wie holt man aus der Sache das größtmögliche Stück Geld heraus? Kurz vor Schluß gerieten noch einmal zwei Spieler aneinander, und das war das Signal dafür, daß eine entfesselte Meute auf den Rasen stürzte, um den Fürther Sünder so zu vernichten, daß er bewußtlos von den Sanitätern weggetragen werden mußte. Wahrlich ein erbärmliches Schauspiel und überzeugende Erziehungsfolge des Deutschen Fußball-Bundes! Wie ist es übrigens möglich, daß dieser DFB. bei einer Tageseinnahme von mindestens 50 000 M. nicht instande war, Vorkehrungen dafür zu treffen, daß das Spielfeld unter allen Umständen freigehalten wurde? Es wird Zeit, daß von anderer Seite die Ordnung und Sicherheit auf den Sportplätzen garantiert wird, die unter dem Patronat des DFB. nicht erreicht wird.

Sawall überlegen

Schwache „Revanche“ auf der Olympiabahn!

Das Revanchetreffen, das sich gestern Sawall und Krewer auf der Olympiabahn gaben, bildete im ganzen genommen eine mögliche Angelegenheit. Sawalls einziger ernsthafter Widersacher, der Kölner Krewer, mußte infolge Motordefekts im zweiten Lauf begeben. Der Besuch der Veranstaltung betrug nur etwa 3000 Personen.

Im ersten Lauf hatte Dederichs die Spitze vor Thollembeck, Schön, Wolke, Schindler, Krewer und Sawall gelobt. Sawall und Krewer arbeiteten sich bald auf den dritten und vierten Platz vor. Im letzten Tempo führte Dederichs, der dann gemeinsam mit Thollembeck zunächst Schindler, später auch Wolke und Schön überholte. Im Anschluß daran ging Thollembeck zum Angriff auf den Spitzenreiter Dederichs mit Erfolg über. Dederichs fiel auf den dritten Platz zurück. Angriffe des im zweiten Position liegenden Sawall auf Thollembeck wußte der Belgier abzuwehren. Der zweite Lauf wurde in umgekehrter Folge gefahren. Der an der Spitze liegenden Sawall passierte schon nach zehn Runden alle Fahrer bis auf Thollembeck und Krewer. Etwa 4 Kilometer später war aber auch der Belgier überholt, so daß nur noch Krewer zu holen war. Da sah Krewers Schrittmachermaschine aus, womit auch das Interesse für dieses Rennen so ziemlich erloschen war.

Von den in Berlin als Sicher debütierenden R. Wolke und Schön hinterließ ersterer dank der umsichtigen Führung Karl Sawalls den stärkeren Eindruck. Schön hatte allerdings unter einem Defekt seiner Schrittmachermaschine zu leiden. Schindler mußte sich mit einer Statistenrolle begnügen. —tz.

Neue Baustoffe auf der Bauausstellung Häuser aus Gasbeton, Sägespänen, Stroh, Kupfer

Eine Hauptaufgabe der Deutschen Bauausstellung ist es, den gegenwärtigen Stand der Bautechnik widerzuspiegeln und zugleich neue Wege zu einem rationelleren und billigeren Bauen zu weisen. Mehr als je ist in der heutigen Wirtschaftskrise die Frage entscheidend, ob es gelingt, durch Senkung der Herstellungskosten auf einem Gebiete, von dem schon immer die Neubebauung der Konjunktur ausging, dem daniederliegenden Wirtschaftsleben neue Impulse zu verleihen. Billiger und rationeller bauen, das heißt: am Bauaufwand sparen, geringere Mauerstärken als die beim Ziegelbau üblichen verwenden und dennoch eine genügende Isolierung gegen Schall, Wärme und Feuchtigkeit bieten. Das heißt gleichzeitig trockener bauen und damit zu einer Ausnutzung der Winterperioden kommen, die große Verluste durch Bruchliegen der Baukapitalien mit sich bringen. Der Entwicklungsprozeß geht damit zugleich in der Richtung einer Verkörperung der Bauarbeiten von der Baustelle in die Fabrik, in der Richtung der Herstellung einer möglichst großen Zahl genormter Bauteile vor. So beginnt, die auf der Baustelle nur montiert zu werden brauchen.

Als Konkurrent des Mauerziegels ist in der letzten Zeit besonders ein Stein aufgetreten, der bereits vielfach bei Geschäftsbauten verwendet wird, wenn er auch seine Brauchbarkeit für Wohnbauten noch nicht reiflos bewiesen hat:

Der „Aerokret-Gasbeton“ ist ein poröser Beton, der durch Zusatz von gaserzeugenden Chemikalien zum Zementgemisch hergestellt wird.

Diese Chemikalien entwickeln in Verbindung mit dem Zement und dem Anmachewasser Gase, durch die das Material ausgeföhrt wird. Die erzeugten Gase verflüchtigen sich innerhalb kürzester Frist, so daß als Endprodukt ein poröser und sehr leichter Stein zurückbleibt, der in Normalplatten von 60x33,3 Zentimeter geliefert wird. Ein 20-Zentimeter-Gasbetonstein bietet eine bessere Isolierung gegen Schall und Wärme als eine 51 Zentimeter starke Ziegelmauer. Der Gasbetonstein, der in erster Linie für die Bekleidung und Ausföschung bei Stahlblechbauten, neuerdings jedoch auch für die vollständige Herstellung tragender Außenwände angewandt wird, findet in Berlin bei dem Erweiterungsbau des Konsum-Warenhauses und bei dem Neubau des MDDB, in der Inselstraße Verwendung. Unter mannigfachen Namen, wie Lentest, Treeter, Ho-Dielen, Heroflith usw., werden neuerdings besonders stark beworben propagiert, die

den Stein im Bauwert gänzlich durch Holzzerzeugnisse ersetzen sollen.

Leinst 3. B. wird aus den Holzfasern der kanadischen Kiefer, die von Saft und Harz befreit sind, hergestellt. Der Rohstoff wird nach Hinzufügen eines wasserlöslichen Materials unter einem hydraulischen Druck von 140 Kilogramm per Quadratmeter zu Platten geformt. Ein anderes dieser Baumaterialien, die Heraklith-Platte, wird aus Holzwohle erzeugt, die durch Imprägnierung vollständig unentflammbar gemacht worden ist. Alle diese Bau-Leichtplatten, die trockensten Bauen geföhnt, verbinden Feuerfestigkeit mit hoher Isolierfähigkeit gegen Schall und Wärme. Natürlich kommen sie nur für die Bekleidung oder Ausföschung von Holz- und Stahlblechbauten, also für nicht tragende Innenwände, für den Dachausbau und für die Isolierung von Mauerwerk in Frage. Bei den ländlichen Siedlungsbauten, die auf der Deutschen Bauausstellung gezeigt werden und die sämtlich die Anwendungsmöglichkeiten neuartiger, billiger Baustoffe zeigen sollen,

nimmt das „Solomit“ genannte Stroh einen besonders großen Raum ein.

In den ländlichen Gegenden ist das früher so beliebte Strohdach, das als sehr schlechter Wärmeleiter weder Kälte noch Wärme, aber auch Schall und Feuchtigkeit nur schwer durchläßt, immer mehr verschwinden: die fürchterliche Feuergefährlichkeit und das immerhin beträchtliche Volumen wegen seiner sonstigen Vorzüge reichlich auf. Dieser Baustoff hat jetzt in dem Strohstroh seine Auferstehung gefunden. Unter dem ungeheuren Druck von 5000 Kilogramm wird das simple Strohstroh nach einem geschützten Verfahren zu Platten zusammengepreßt, die für nichttragende Wände an Stelle von Steinen verwendet werden können. Die starke Zusammenpressung des Strohes führt dazu, daß diese neuen Bauplatten unentflammbar sind. Selbst heiße Strohflammen brennen höchstens ein kreisrundes Loch, ohne daß das Feuer weiterfährt. Die Isolierung dieser kompakten und nachgefesten Platten, die nur 5 Zentimeter stark sind, soll der eines fast 14mal so starken Ziegelmauerwerks entsprechen. Stephis ist gegen die Behauptung der Hersteller angebracht, daß Ingeziefer sich in den Strohwänden nicht einnisten könne. Wenn auch die Verwendungsmöglichkeiten des neuen Baustoffs gerade für den Wohnungsbau stark umfritten sind, so zeigt die landwirtschaftliche Sonderausstellung auf dem Messengelände doch eine Reihe von Anwendungen bei landwirtschaftlichen Wirtschaftsgebäuden, wie Hühnerfarmen, Ställen, Bohnhäusern usw., die ihm eine Zukunft zu sichern scheinen. Erföhentlich vielfältige Verwendungsmöglichkeiten zeigt

das „Eternit“, ein Produkt, das aus Asbest und Zement unter hohem hydraulischen Druck hergestellt wird

und als Dachbedeckung, Wandbekleidung sowie für die Herstellung von Röhren und Dachrinnen dient.

Auch auf der Deutschen Bauausstellung zeigt sich, wie bei den vielen früheren kleineren Bauausstellungen und -messern, der Ansturm der Metalle gegen die bisher bewährten Baustoffe. Während sich der Stahl bereits seinen Platz in der Herstellung der Bauteile für Geschäfts- und Verwaltungsbauten erkobert hat, häufen sich neuerdings in Deutschland die Versuche, auch im Wohnungsbau den Stein gänzlich durch das Metall zu verdrängen. Wegen der hohen Bewirtschaftungskosten haben sich die auch auf der Bauausstellung wiederum stark propagierten, gänzlich aus Stahl hergestellten Bohnhäuser, bei denen die Stahlblechlamellen in Verbindung mit einer Isolierschicht und einer innerseitigen Holzfüllung die Außenwand bilden, bisher jedoch nicht durchsetzen können.

Als neuester Konkurrent der Steinbauweise tritt jetzt das „Al-Kupferhaus“ auf.

Das erstmalig auf der Bauausstellung gezeigt wird. Es wird serienmäßig in der Fabrik hergestellt und kann innerhalb von zweimal

24 Stunden auf dem Bauplatz fertig montiert werden. Die Außen-seite der Hauswand besteht aus einer gestanzten Kupferplatte; die Innenseite, die sogenannte Zimmerfläche, ist aus einer reliefartig gepreßten Stahlplatte angefertigt. Beide Platten sind auf einen Holzrahmen maschinell montiert; der Raum zwischen beiden Platten ist mit einem Isoliergewebe aus Metallabstift-Füllzellen ausgefüllt. Diese 10 bis 12 Zentimeter starken Wände sollen wärmetechnisch den gleichen Effekt wie eine 22 Zentimeter starke Ziegelwand bieten. Wenn auch ein abschließendes Urteil über diese neue Form des Häuserbaues, die besonders den Interessenten für Eigenheime empfohlen wird, noch nicht angebracht erscheint, so ist doch der unfähliche Rißch und die wohntechnische Unbrauchbarkeit der von der Herstellerfirma gezeigten Entwürfe nicht gerade geeignet, in Kreisen, die weniger auf Sensation ausgehen, Sympathien zu erwecken. Es ist verständlich, daß die im allgemeinen wenig entwicklungsfreudige Ziegelindustrie angeführtes des Ansturmes neuer Konkurrenzbaustoffe zur Verbesserung ihrer Erzeugnisse übergehen mußte. Die dem Mauerziegel anhaftenden Mängel (kleines Format, viele Fugen, hohes Gewicht) veranlassen mehrere Ziegelwerke, in den letzten Jahren außer den bekannten Lochsteinen noch

poröse Ziegel aus tothaltigem Ton

und auf der Stanzpresse geformte Steine in vielfacher Formgebung herzustellen, die eine schnellere und reibungslosere Abwicklung der Arbeitsvorgänge als bisher gewährleisteten und leichtere, besser isolierende und wirtschaftlichere Ziegel ergeben.

Die Deutsche Bauausstellung ist besonders dadurch wertvoll, daß sie einen lebendigen Blick über neue Bauweisen nicht nur durch Anreihenreihung von Fabrikationsständen bringt, sondern gleichzeitig die Möglichkeit des neuen Bauens in der Praxis an fertigen und halb-fertigen Wohn- und Wirtschaftsbauten zeigt. In anschaulichster Weise wird hier der Kampf der neuen Baustoffe gegen den alten bewährten Ziegel demonstriert. Neben Baumaterialien, die in engeren Fachkreisen als erprobt bekannt sind, aber in der breiteren Öffentlichkeit noch keine Geltung haben, werden Baustoffe gezeigt, die erstmalig mit dem Anspruch auftreten.

ein geföhndertes und wirtschaftlichere Bauen als mit dem massiven Ziegelbauweise zu ermöglichen.

Mit der sinnfälligen Darstellung der neuen Bestrebungen zur Verbilligung des Bauens durch die Anwendung besserer und preiswerterer Baustoffe hat sich die Bauausstellung ein großes Verdienst erworben. Da die landwirtschaftlichen Versuchsbauten für die Dauer von fünf Jahren gebaut sind, kann die Brauchbarkeit der neuen Baustoffe in der Praxis überprüft werden. Sache aller beteiligten Stellen, und zwar nicht nur der Baufachleute, sondern in erster Linie der Baupolizeibehörden, der Feuerversicherungsgesellschaften und der Hypothekenbanken, von deren Urteil die Zukunft der neuen Baustoffe abhängig ist, wird es sein, sich mit den neuen Konstruktionen und Baustoffen zu beschäftigen und auseinanderzusetzen — im Interesse des Fortschritts in der Bauwirtschaft.

Moderne Alchimistenarbeit

Einen immer größeren Raum nehmen die Laboratorien, die Geburtsstätten unserer Wissenschaft und unserer Technik, im heutigen Kulturleben ein. Jeder größere Industriebetrieb, selbstverständlich jedes wissenschaftliche Forschungsinstitut verfügt über ausgedehnte Laboratorien.

Während die Betriebslaboratorien und die Privatlaboratorien ausschließlich an der Verbesserung oder der Reuschaffung von Erzeugnissen arbeiten, hat man auf der anderen Seite eine Art von Forschungsstätten geschaffen, die in erster Linie der Wissenschaft dienen und in denen es nur als eine nette Beigabe angesehen wird, wenn das Resultat für die Technik zu verwerthen ist. Die Hauptaufgabe dieser Laboratorien ist es, den experimentellen Beweis für die Richtigkeit von theoretischen Gedankengängen zu führen und damit Anknüpfungspunkte für neue Gedanken zu schaffen.

Maschinen und Apparaturen entstehen und werden manchmal schon nach Tagen, ja sogar nach Stunden des Gebrauchs verbessert oder durch neue ersetzt. Physikalische Methoden wechseln während der Arbeit mit chemischen, und der Forscher im Laboratorium mühte, um hier geschickt jonglieren zu können, nicht nur ein guter Wissenschaftler, sondern auch ein ebenbürtiger Techniker sein. Da ein gleich gutes theoretisches und praktisches Können aber nur selten in einer Person vereinigt ist, hat man neuerdings auch im Laboratorium das System der Arbeitsteilung eingeföhrt, d. h. man hat den Beruf des technischen Assistenten geschaffen. Der technische Assistent muß über umfassende Materialkenntnisse, reiche Berufserfahrung, in der Hauptsache über ein gutes Einfühlungsvermögen verfügen, nicht zuletzt über eine nie ermüdende Geduld, um die Ideen und Theorien des Wissenschaftlers sofort in die Praxis umsetzen zu können.

Dies gut geschulte Menschenmaterial wird unterstützt durch eine ausgezeichnete technische Ausrüstung. Elektrischer Strom in den verschiedensten Spannungen und in den verschiedensten Arten, wie z. B. Wechselstrom und Gleichstrom, außerdem Hochdruck und Hochgeschwindigkeit, Vakuumanlagen zum Herstellen luftleerer Räume sind ebenfalls vielfach vorhanden, da man viele Versuche nur in hohem Vakuum ausführen kann. Einige große Institute ver-

fügen weiterhin über Maschinenanlagen zur Erzeugung von flüssiger Luft, die eine Temperatur von 180 Grad Celsius unter dem Nullpunkt hat und alle Materie so stark abkühlt, daß Gase zum mindesten in flüssige und Flüssigkeiten in feste Formen übergeföhrt werden können.

Um die Außenwelt vor schädlichen Einwirkungen durch die Forschungsarbeiten zu schützen, andererseits um die Versuche von störenden Einflüssen der Außenwelt zu sichern, sah man sich veranlaßt, Spezialräume zu schaffen. So gibt es Röntgenräume, deren Wände völlig mit Blei abgedichtet sind, um schädlichen Strahlungen abzuwehren. Man baut sogenannte „thermostatische Räume“, d. h. Räume mit wärmeisolierenden Wänden, in denen eine beliebige Temperatur ohne Schwankung gehalten werden kann. Messungen, bei denen keine Temperaturabweichungen große Volumenänderungen zur Folge haben, würden in nicht thermostatischen Räumen fehlerhafte Schlüsse ergeben.

Das moderne Laboratorium zeigt daher oft ein phantastisches Aussehen, das den Laien an die Räume der Alchimisten im Mittelalter denken läßt. Glasröhren wechseln mit Schläuchen und Dröhren, siedendes Quecksilber mit forbig glühenden Röhren; dazwischen sieht man Schalter und Hähne. So unübersichtlich eine solche Anordnung einem Laien erscheint, so genau kennt der Fachmann jeden erforderlichen Handgriff. Mühselig und nur schrittweise werden die Erfolge im Laboratorium erkämpft. Es ist leider noch nicht vorgekommen, daß man Blei in einen Topf warf und Gold herausnahm. Die besten Werte unserer Forschung sind in jahrelanger ausdauernder Arbeit geschaffen worden und haben große Opfer an Zeit und Geld gekostet. Auch Versuche mit negativem Ergebnis, vorausgesetzt, daß sie sachlich aufgebaut waren, sind keine verlorene Arbeit. Man kann auch aus ihnen Schlüsse ziehen und an ihnen Neues erkennen.

Da Deutschland ein Exportland von Industrieerzeugnissen ist, sind Laboratorien eine Notwendigkeit geworden; hier an der Wiege aller technischen Errungenschaften ist die Möglichkeit gegeben, durch zielbewußte Arbeit die Erzeugnisse zu verbessern und zu verbilligen, um dadurch auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu bleiben. M. S.

Ein neuer Eisbrecher

Die Flotte, die den Föhrdienst zwischen Sahnis und Trälleborg verrichtet, hat vor kurzem eine Vergrößerung durch das neue Güterföhrschiff „Stärke“ erhalten, das zugleich als Eisbrecher Verwendung finden soll. Der Gesamtbestand der Flotte beläuft sich damit auf 5 Föhrschiffe, von denen je 2 von Schweden und Deutschland, die „Stärke“ jedoch von beiden Ländern gemeinsam betrieben wird.

Der neue Eisbrecher ist ein Doppelschraubendampfer von etwa 94 Meter Länge und 16 Meter Breite mit 3 Öleifen aus dem Wagendack zur Aufnahme von 22 Wagen mit je 10 Meter Länge. Außerdem ist Raum und Verpflegungsmöglichkeit für Passagiere vorhanden. Die Gesamttragfähigkeit beträgt in betriebsfertigerem Zustande mit Vorräten an Bord 820 Tonnen bei 5,4 Meter Tiefgang, wovon 580 Tonnen für die beladenen Eisenbahnwagen bei gleichmäßiger Verteilung über die ganze Gleislänge gerechnet werden. Der breite, gewölbte Bug hat eine besonders kräftige Konstruktion erhalten, um die Fahrt durch das Eis zu ermöglichen; im Eisganggürtel sind über die ganze Schiffslänge Zwischenponten zur besseren Verteilung angeordnet. Die Ruder sind sehr stark ausgebildet, um auch die größten Anstrengungen beim Eisbrechen überwinden zu können. Die Außenbespannung ist 20 bis 25 Millimeter dick.

Die „Stärke“ ist das erste größere, seegehende, in Deutschland erbaute Handelsschiff, bei dessen Herstellung die elektrische Schweißung in größerem Umfang angewandt wurde. Die Deutschen Werke in Kiel, die den Schiffsrumpf lieferten, führten Schweißungen aus bei den schwer belasteten Unterzügen unter dem Wagendack, den Befestigungen der schon erwähnten Zwischenponten im Bereich des Eisganggürtels, bei stark belasteten Stützplatten im Maschinen- und Kesselraum, wasserdichten Schotten der Schlingertanks, Kohlenbuntern, Schächten und Deckhäusern. Die dadurch erzielte Gewichtserparnis gegenüber der Nietung beträgt 11 bis

20 Prozent. Für die Konstruktion der Antriebsmaschine, die von A. B. Lindholmen-Rotola geliefert wurde, war der erforderliche Kraftaufwand beim Eisbrechen und wirtschaftlicher Kohlenverbrauch maßgebend. Die maximale Leistung der beiden Dreifach-Expansionsmaschinen beträgt zusammen etwa 5500 PS und verteilt dem Schiff bei normalem Verkehr eine Geschwindigkeit von 13,5 Knoten. Eine besondere Einrichtung sorgt dafür, daß bei der Fahrt durch Eis, wenn die Drehzahl der Schraube und damit die Maschinenleistung sinkt, dem Mitteldruckzylinder selbstständig Frischdampf zugeföhrt werden kann, um auch dann die Höchstleistung zu gewährleisten.

Bei der Indienststellung wurde besonders betont, daß die neue Güterföhre „Stärke“ auch zur Hilfeleistung für ihre Schwesterschiffe dienen soll, wenn diese sich in Eisgefahr befinden. Man hofft so, die Föhroverbindung auch in kalten Wintern aufrechterhalten zu können. Die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft kauft und verzinst die Hälfte des Anlagekapitals der „Stärke“ und trägt auch die Betriebskosten zur Hälfte.

Verurteilung eines Rundfunkföhreders. Das Amtsgericht Oera hat am 9. März 1931 ein inzwischen rechtskräftig gewordenes Urteil gefällt, nach welchem die Besitzerin einer elektrischen Wäscherolle verurteilt wird, Störungen des Rundfunkempfangs während der Hauptsendezeit bei Vermeidung einer vom Gericht für jeden Fall der Zuwiderhandlungen selbstzuföhrenden Geld- oder Haftstrafe zu unterlassen und die Kosten des Verfahrens zu tragen.

Die Photographie des Magens. Ueber diesen neuesten Erfolg der Technik als Helfer des Arztes berichtet das Heft der Monatshefte für Technik und Industrie, „Technik für Alle“ (Verlag Dietrich u. Co., Stuttgart; Preis im Vierteljahr, drei reich illustrierte Hefte, dazu eine Buchbeilage, 2,25 Mark gebunden bzw. 2,00 Mark gebunden, einzelne Hefte je 75 Pf.). Weitere interessante, sehr populär gehaltene Aufsätze vervollständigen den Inhalt des Heftes.